



Der Totenwirt und seine Galgen Gäste

**Eine abenteuerliche und höchst
wundersame Ritter-, Räuber-,
Mörder- und Geistergeschichte
aus der grauen Vorzeit**

Der Totenwirt und seine Galgengäste

oder

**Das mitternächtliche Festgelage der
Totengerippe**

und

**Der Hexen- und Teufelstanz auf dem
Blocksberg in der Walpurgisnacht**

Eine abenteuerliche und höchst wundersame Ritter-, Räuber-,
Mörder- und Geistergeschichte aus der grauen Vorzeit

Verlag von J. Lutzenberger in Burghausen

etwa 1860

Jammer und Verdacht

»Jesus Maria!«, jammerte die junge, siebzehnjährige Gräfin Hedwig von Bardenfels auf ihrem Siechbett, »ich kann diese grausamen Schmerzen nicht mehr aushalten! Lieber Vater im Himmel, lass mich sterben, damit ich von meinen entsetzlichen Leiden befreit werde!«

Und wieder begann sie zu ächzen und zu winseln, dass sich ein Stein ihrer hätte erbarmen mögen. Mühsam suchte sie ihre Hände zu falten, welche, wie ihre Arme und ihr ganzer Leib, nur mit einer gelben, runzeligen Haut überspannene Knochen zu sein schienen.

Vor einem halben Jahr war sie noch eine strahlende Schönheit in der vollen Pracht einer aufblühenden Rose gewesen, die Wonne ihrer guten Eltern, deren einziges Kind sie war, die Schönste unter allen Burgdamen des großen Thüringer Waldes, und noch weit darüber hinaus, von den Söhnen der vornehmsten Grafengeschlechter gefreit. Sie schlug aber alle lockenden Anträge aus, weil sie ihr edles Herz bereits an den zwanzigjährigen Junker Hildebert von Auffenbach vergeben hatte, dessen Stammburg vor drei Jahren von zwei mächtigen Raubrittern durch Verrat eines Knechtes nächtlicher Weile eingenommen, ausgeplündert und nach der Ermordung von Vater und Mutter niedergebrannt worden war.

Die Räuber hatten aus den weiträumigen Kellern nicht nur die vollen Weinfässer fortgeschleppt, sondern durch Zaubermittel auch den vermeintlich unaufspürbar verborgenen reichen Schatz von Juwelen, goldenen Geräten und Goldmünzen, welcher sich im Lauf der Jahrhunderte vermehrt und fortgeerbt hatte. Als Hildebert, nun ein elternloser und armer Junker, von dem treuen Freund seines Vaters, dem Grafen Erwin von Rothenfels, in dessen Burg väterlich aufgenommen, mit diesem, bald nach dem Untergang der Burg Auffenbach, unter den Ruinen nach dem verborgenen, dem Hildebert wohlbekannten Schatz forschten,

fanden sie zu ihrer größten Verwunderung das Goldnest leer.

Die traurige Lage des Junkers, die er mit männlicher Fassung, und mit demütiger Ergebung in das unabänderliche Geschick zu ertragen vermochte, hatte Hedwigs zartfühlendes Herz gerührt, und vom Mitleid bis zur Liebe ist nur ein kleiner Schritt. Er war ein großer schlanker, kräftiger und schöner Jüngling, ein Meister im Gebrauch aller Waffen und ein ebenso verwegener als auch glücklicher Jäger. Wer weiß, ob der Überfall der Burg Auffenbach gelungen wäre, hätte er sich in jener unheilvollen Nacht nicht zufällig mit anderen Rittern und Junkern als Jagdgast auf der Burg Bardenfels befunden.

Bevor Hedwig auf sein schüchternes Liebesgeständnis ihr Herz ihm schenken und Treue geloben wollte, suchte sie sich zu überzeugen, ob er auch ein gutes Herz besitze, das ihrer Liebe würdig sei. Dazu fand sich bald eine Gelegenheit. Ihr Vater gedachte Hildeberts Sinn für Sparsamkeit zu prüfen und hatte ihm den Erlös aus der Hälfte der von ihm erlegten reißenden Tiere zugesichert, der Bären, Wölfe, Luchse usw. von welchen damals, zum größten Unheil der Landleute, in allen Wälder Deutschlands wimmelten.

Von nun an tobte Hildebert wie das wilde Heer durch die dichten Wälder und kam nie ohne reiche Beute nach Hause. Monatlich erschienen fremde Händler auf der Burg und kauften die Bärenfelle, Luchsbälge und sonst Brauchbares von Wildtieren, zogen von Burg zu Burg und machten mit ihrem Handel in fernen Ländern einen reichen Gewinn. Der mutige Jäger erhielt vom Grafen immer pünktlich die Hälfte des Erlöses mit der väterlichen Ermahnung, »weislich zu sparen, und wenn sich das Geld nach und nach vermehre, es zu guten Zinsen sicher anzulegen«, was Hildebert redlich zu tun versprach.

Am zweiten oder dritten Tag nach dem Empfang des Geldes ritt er gewöhnlich fort, zur Jagd gerüstet, vorgebend, dass er einen weiten Streifzug machen wolle und deshalb wohl einige Tage ausbleiben werde. Zwar kehrte er dann jederzeit mit der

Nachricht großer Beute zurück und nannte den Burgknechten die Stellen, wo sie diese finden und auf Wagen heimführen könnten, jedoch ohne seine Heiterkeit in seinen Mienen, mit welcher er sonst sein Jagdglück zu verkünden pflegte.

Einige Stunden von Bardenfels lag eine unscheinbare Burg, Kralleneck genannt, auf welcher ein noch junger, unvermählter Ritter Erhard, ein wilder Geselle, hauste, der stark im Verdacht stand, ein Raubritter zu sein und sogar an der Plünderung und Zerstörung der Burg Auffenbach teilgenommen zu haben. Diesen Verdacht bestärkten die vielen Festgelage in seiner Burg, umgeben von wüsten Kameraden und schlechten Dirnen, ein Schlemmerleben, dessen sich oft seine Knechte, wenn sie mit ihresgleichen irgendwo zusammentrafen, mit wildem Gelächter rühmten. Auf diesem Weg hatte auch Graf Erwin von dem sündhaften Treiben in der Burg Kralleneck Kunde erhalten, und schon häufig von anderen ehrbaren Rittern Klagen gehört, dass ihre Söhne auf allerlei Art dorthin gelockt, im betrügerischen Spiel mit falschen Würfeln ihres Geldes beraubt und mit bösen Beispielen des Lasters heimgeschickt wurden.

Da drängte sich dem Grafen der Verdacht auf, dass Hildebert zur Zeit seiner monatlichen Abwesenheit nach Empfang des Geldes bei Tag die Jagd betreibe, die Nächte aber in der schlechten Gesellschaft auf der Burg Kralleneck zubringe, dort sein Geld verspiele und deshalb immer mit traurigem Gesicht heimkomme. Bei seinem großen Vertrauen auf die Tugend und den edlen Charakter des Jünglings fiel es dem Grafen sehr hart, einen solchen Verdacht zu schöpfen, denn der Argwohn ist ein Schelm, wie das Sprichwort sagt. Er hütete sich auch, diesen Argwohn gegenüber seiner Gemahlin und seiner Tochter auszusprechen, am allerwenigsten gegenüber dieser, deren Neigung zu Hildebert er längst schon bemerkt und im Stillen gebilligt hatte. Er dachte jedoch, dass die Liebe blind sei, und Hedwig, wenn sie davon wüsste, ihm leicht die Ausführung seines Planes vereiteln könnte.

Oft fragte Hedwig den Junker, wenn er in solchen Tagen mit betrübter Miene heimkehrte: »Was fehlt Euch, Hildebert, dass Ihr nicht so heiter seid wie an früheren oder späteren Tagen?«

»Mir fehlt nichts, holdes Fräulein«, antwortete er dann, »es ist vielleicht nur eine Anspannung durch die allzu anstrengende Jagd.«

»Aber warum strengt Ihr Euch gar so sehr an?«

»Um den Sturm in meinem Innern zu schwächen, um leichter zu vergessen ...«

»Was?«

»... das mir alles fehlt!«

Er sprach diese Worte mit der innigsten und schmerzlichsten Rührung, mit einem klagenden Blick, der tief in ihr Herz drang.

Die Mutter kam. Hedwig trat rasch an ein Bogenfenster, ihr jungfräuliches Erröten zu verbergen.

Prüfung

Ein halbes Jahr war unter gleichen Umständen vorübergegangen. Nun hielt es der Graf für zeitgemäß, seinen Plan auszuführen.

An einem Sonntagmorgen nach der Messe in der Burgkapelle saßen der Graf, die Gräfin, Hedwig und Hildebert beim Frühstück. Es war in der Mitte des Monats und der Junker sehr heiter gestimmt.

»Du bist heute recht vergnügt, Hildebert«, sagte der Graf, »vermutlich wegen des guten Handels, den wir gestern mit unserer Jagdbeute gemacht haben?«

»Aufrichtig zu gestehen ... ja, Herr Graf!«

»Du musst jetzt schon eine hübsche Summe beisammen haben, so viel, wie ich, da wir den Erlös immer redlich teilen. Sieh, da ist mein Ersparthes vom Handel!«

Der Graf trat an einen großen Schrank aus Eichenholz mit künstlerischer Schnitzarbeit, hob ein Kästchen heraus, und schüttete den Inhalt auf den Tisch.

»Mach es auch so, Hildebert«, sagte die Gräfin lächelnd, »zeige meiner lieben Hedwig, dass auch du sparen kannst, was ihr eine große Freude machen wird. Nicht wahr, Hedwig?«

»Gewiss, liebe Mutter! Aber der Junker braucht das Geld nicht aus seinem Gemach zu holen. Ich glaube ihm schon auf sein Wort, dass er nichts davon ausgegeben hat.«

»Da irrt ihr Euch, Fräulein. Ich habe kein Geld mehr!«

»Kein Geld mehr?«, fragte Hedwig erstaunt.

»Nein!«

»Was hast du denn damit getan?«, fügte die Gräfin an.

Der Graf warf einen finsternen Blick auf Hildebert.

»Ei, Frau Gräfin«, erwiderte der Junker, »ich tat damit nach dem Willen und Rat des Herrn Grafen. Ich habe es zu guten Zinsen sicher angelegt.«

»Wo?«

»Erlaubt, dass ich dies verschweige! Wenn die reichen Zinsen kommen, werdet Ihr erkennen, dass ich das Geld einem mächtigen Herrn anvertraut habe.«

»Etwa dem Ritter Erhard von Kralleneck?«, fragte der Graf mit verhaltenem Grimm, der seine Stirn furchte und Blitze aus seinen Augen trieb.

Gelassen antwortete der Junker: »Ich hoffe, dass Ihr scherzt, Herr Graf! Kralleneck ist ein Räubernest, das ich von außen gesehen habe, und nur zum Zweck seiner Zerstörung betreten könnte. Wenn der Herr jener Burg Geld braucht, dann borgt er es nicht, sondern raubt es. Das ist der Unterschied, Herr Graf, zwischen einem Raubritter und dem ehrbaren Sohn eines ehrbaren Vaters.«

Hedwig warf dem Vater einen flehenden Blick um Schonung des Junkers zu, und die Gräfin fühlte bei diesen Worten des gekränkten Jünglings Mitleiden und Hochachtung.

Rechtfertigung

In diesem Augenblick trat ein Diener in das Gemach mit der Meldung, dass die Obmänner von sechs gräflichen Dorfschaften dringend um Gehör bitten lassen.

»Was wollen sie?«, fragte der Graf unwillig.

»Ich erkundigte mich schon danach, Herr Graf. Aber die Männer sagten, sie könnten nur Euch anvertrauen, was sie auf dem Herzen haben. Der Herr Junker werde es selbst wissen und gewiss nicht leugnen, obgleich er ihnen verboten habe, es zu sagen.«

Der Graf und die beiden Damen gewahrten eine auffallende Verlegenheit in Hildeberts Miene, und im Gemüt des Grafen tauchte wiederholt ein böser Verdacht auf.

»Lass sie herein!«, befahl er dem Diener, der die Tür öffnete, die sechs Männer eintreten ließ und sich dann entfernte.

Die sechs Angekommenen verbeugten sich tief vor der gräflichen Familie, schienen aber bei dem Anblick des Junkers und seiner ernsten und missbilligenden Miene von großer Bestürzung ergriffen, was dem Grafen nicht entging.

»Was wollt Ihr?«, fragte er.

Anstatt zu antworten, zischelten sie einander in die Ohren und richteten ihre scheuen Blicke auf den Junker.

»Nun, so sprecht, wenn Ihr nicht stumm seid!«

»Gnädigster Herr Graf«, erwiderte der Älteste unter den Männern, »meine Freunde da haben mich ersucht, im Namen von uns allen zu sprechen. Es wäre uns aber lieber, wenn ...« Er warf wieder einen Blick der Verlegenheit auf Hildebert.

»Wenn ich nicht anwesend wäre, ich merk's schon«, unterbrach ihn der Junker, und fügte hinzu: »Erlaubt, Herr Graf, dass ich mich entferne.«

»Nein, bleib und höre, warum diese Männer sich scheuen, in deiner Gegenwart zu sprechen!«, gebot der Graf.

Hildebert verbeugte sich zum Zeichen seines Gehorsams und

trat an ein Fenster, mit dem Rücken gegen die Obmänner, um sie nicht durch seinen Anblick einzuschüchtern.

»Gnädigster Herr Graf«, begann der Wortführer, »es ist wahr, dass wir dem Herrn Junker versprochen haben, zu schweigen. Allein unser Gewissen duldet dies nicht länger, und der hochwürdige Herr Pfarrer, den wir um guten Rat gebeten haben, ist auch unserer Meinung, und hat uns aufgetragen, Euch alles zu gestehen. Der Herr Junker werde uns deshalb doch nicht den Kopf abreißen können.«

»So ist's! Sprecht also, wie es Euch ums Herz ist!«

»Seit langer, langer Zeit ist der Herr Junker allmonatlich durch die sechs Dörfer geritten, die Euch gehören, gnädigster Herr Graf, und hat jedem von uns Geld gegeben zur Verteilung unter die altersschwachen Armen ...«

Die beiden Damen atmeten leichter, und Tränen der Rührung perlten in ihren Augen.

»... mit dem Bemerken«, fuhr jener fort, »dass dieses Geld von unserem gnädigsten Herrn Grafen komme, der aber nicht wolle, dass wir zu ihm kommen, um zu danken, eingedenk des Spruches *Die linke Hand soll nicht wissen, was die rechte Hand tue*. Also, mit Rat und Willen unseres Herrn Pfarrers sind wir jetzt gekommen, um Euch, gnädigster Herr Graf, im Namen der gebrechlichen Armen für die großmütigen Unterstützungen innigst zu danken, und dem Herrn Junker für die dabei gehabte Mühe und Herzensfreudigkeit.«

Der Stachel der Reue wegen des grundlosen schlimmen Verdachtes hatte sich tief in das Herz des Grafen gebohrt. Er war so erschüttert, dass er sich erst fassen musste, um antworten zu können.

Dann aber erwiderte er: »Die Unterstützungen, welche Euch der Junker brachte, bestanden aus seinem eigenen Geld, das er Euch in meinem Namen spendete, weil ich ihm Gelegenheit gegeben hatte, es zu erwerben. Er gab dadurch einen Beweis seiner Bescheidenheit und seines Zartgefühls. Aus diesem Grund nahm

er Euch das Versprechen ab, darüber zu schweigen und Euch bei mir nicht zu bedanken. Eben so viel, wie Ihr von dem Junker erhalten habt, hab' ich für Eure schwachen Armen aufgespart, um es Euch bei einer festlichen Gelegenheit zu übersenden. Da ihr nun zufällig heute gekommen seid, an dem Tag, wo in meiner Burg das freudige Ereignis der Verlobung meiner geliebten einzigen Tochter mit ... mit dem edlen Junker Hildebert von Aufenbach gefeiert wird, so empfangt hiermit mein Erspartes und verteilt es eben so wie die früheren Spenden des Junkers. Hier liegt es auf dem Tisch, schüttet es in die Seitentaschen Eures Wamses!«

Dies geschah in freudiger Überraschung.

Der Wortführer sank zu den Füßen des Grafen, Worte des Dankes stammelnd.

»Steht auf«, fuhr der Graf fort, »und dankt weder mir noch dem Junker, sondern Gott allein, von dem alles Gute kommt! Kehrt nun heim, ihr Männer, und grüßt mir alle Bewohner meiner Dörfer, Wohlhabende und Arme, Gesunde und Kranke, und sagt ihnen, dass ich für sie immer wie ein guter Vater sorgen werde. Gott mit Euch!«

Die Männer entfernten sich mit heißen Dankestränen in den Furchen der gebräunten Wangen.

Kaum schloss sich die Tür hinter ihnen, als der Junker und Hedwig zu den Füßen des Grafen und der Gräfin stürzten, im Übermaß ihres Glückes unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Belohnung

Der Graf segnete sie und sprach: »Ich wusste, dass ihr euch liebt, meine Kinder!«, sagte er, »und trug den Gedanken an eure Verbindung schon lange in mir, hab auch öfter schon mit der Mutter

darüber gesprochen, die mit mir ganz einverstanden ist. Die Verlobung gerade am heutigen Tag betrachte als eine Belohnung und zugleich als eine Genugtuung, die ich dir schuldig bin, lieber Hildebert. Du verstehst mich schon, ich brauche nicht darüber zu reden.«

Der Graf meinte eine Genugtuung für seinen bösen Verdacht wegen der Burg Kralleneck.

»Die Vermählung kann aber erst stattfinden«, fuhr er fort, zu Hildebert gewendet, »wenn du dir zuvor die Rittersporen verdient hast. Soviel ich weiß, wird der Kaiser bald der tapferen deutschen Ritterschaft Gelegenheit geben, sich im Krieg gegen wilde feindliche Völker durch Ruhmestaten auszuzeichnen, bei denen du gewiss nicht fehlen wirst. Andere behaupten, der Kaiser wolle zunächst die Raubburgen zerstören, um dem deutschen Land im Inneren endlich einmal Ruhe zu verschaffen. Und auch in diesem Fall, Hildebert, wird deine Klinge nicht in der Scheide rosten.«

»Gewiss nicht, Herr Graf! Die Ruinen von Auffenbach schreien um Rache zum Himmel.«

»Recht so! Doch von nun an nennst du mich Vater!«

»Und mich ... Mutter«, sagte die Gräfin.

»Welchen Namen bekomme aber ich, lieber Hildebert?«

»Den Namen *himmlische Braut!*«

»Nein, nein«, versetzte Hedwig lächelnd, »ich will ja nicht eine Nonne, folglich keine Braut des Himmels werden, wohl aber ein Kind desselben am Ende meines Lebens.«

»Also *herzallerliebste Braut!*«

»So ist's recht! Aber nun sagt mir auch, Hildebert, warum Ihr von Euren Segenstatten immer so betrübt heimgekehrt seid?«

»Deswegen, meine liebe Hedwig, weil mein Geld nie hinreichte, noch einer größeren Zahl von Armen Hilfe bringen zu können.«

»Edles großmütiges Herz!«, rief die glückliche Braut, ihm ihre beiden Hände reichend.

»Gott wird dich dafür segnen, Hildebert!«, sagte die Gräfin im herzlichsten Ton.

Noch am nämlichen Morgen wurde die Verlobung der beiden Liebenden in der Burgkapelle vollzogen, und bei dem stillen Familienfest am Abend desselben Tages durften beide zum ersten Mal das süße trauliche ›du‹ der zärtlichen und reinen Liebe wechseln.

Aber dem Entzücken des Glücks folgt oft das Unglück auf der Ferse nach. Beide Liebende, Vater und Mutter, hatten in diesem Augenblick nicht die leiseste Ahnung davon, dass die finstere Macht der Hölle bereits heranschlich, das scheinbar Vollkommene Glück dieser gottvollen Familie auf eine grausame Weise zu zerstören.

Was wir bisher erzählte haben, war zu der Zeit geschehen, als Hedwig noch eine wunderschöne, blühende Jungfrau gewesen war, und noch nicht von unaussprechlichen Schmerzen gefoltert rettungslos auf ihrem Krankenlager hinsiechte. Die geneigten Leser sollen des Weiteren erfahren, auf welche teuflische Art die fromme und tugendhafte Hedwig in dieses entsetzliche Elend geraten sei.

Liebesantrag und Mauschelle

Unter den vielen Stallknechten des Grafen Erwin von Bardenfels befand sich auch ein Vagabund, namens Bastian, der durch ganz besondere Dienstbeflissenheit die Gunst des Grafen erschlichen hatte. Die ihm anvertraute Abteilung des Stalls war immer am reinlichsten gehalten. Kein anderer putzte und pflegte die Rosse so sorgsam, fütterte und tränkte sie so pünktlich. Die Zäune und alles Riemenzeug waren immer glänzend schwarz. Der Graf lobte ihn oft bei seinem täglichen Besuch der Stallungen und stellte

ihn den übrigen Stallknechten als ein Muster zur Nachahmung auf, worüber diese natürlich ergrimmt im Bewusstsein ihrer redlich erfüllten Pflichten, ohne dass sie eine Gegenrede wagen durften.

Da Bastian den Tag über in der kleinen Kammer neben seiner Stallabteilung immer schlief, jene Stunden ausgenommen, die vom Grafen und Hildebert zum Besuch der Ställe regelmäßig benutzt wurden, nach eingebrochener Nacht aber jederzeit auf einem geheimen Weg die Burg verließ, und erst mit dem Grauen des Morgens aus seinem Kämmerlein trat, als habe er soeben sein Ruhelager verlassen, so konnten die anderen Stallknechte nicht begreifen, zu welcher Zeit er seine Dienste verrichtete.

Sie beschlossen zu lauern. In jeder der vier Stallabteilungen war oben an der Decke eine viereckige Öffnung angebracht, aus welcher von dem Heuboden der tägliche Bedarf an Heu für die Rosse herabgeworfen wurde. Zu dieser Lauer hatte sie eine grobe Antwort Bastians auf ihre Frage »Zu welcher Zeit tust du denn deine Dienste, da wir dich niemals arbeiten sehen?« bewogen.

Seine Antwort lautete: »Ja, welcher Zeit? Bei Nacht, wenn ihr auf euren langen Eselsohren schnarchend liegt.«

Zwei mutige Stallknechte traten einst bei Anbruch der Nacht, eine halbe Stunde später, als Bastian sich zur Ruhe in seine Kammer begeben hatte, in dieselbe, und fanden sie leer. Die Kammer hatte keinen anderen Ausgang, als durch die in den Stall führende Tür. Dies kam ihnen verdächtig vor. Sie stiegen auf den Heuboden und legten sich auf den Bauch, sodass sie gerade in die Stallabteilung Bastians hinabsehen konnten, welche, wie jede der übrigen, bei Nacht durch eine Laterne beleuchtet war.

Ein eisiger Schauer überlief die zwei Lauernden, als sie um Mitternacht von unsichtbaren Händen alle Dienste Bastians, das Striegeln seiner vier Rosse, das Auskämmen ihrer Mähnen, das Ausmisten und das Aufschütten frischer Streu, das Putzen des Riemenzeugs hörten und die Besen von selbst geschäftig sich

tummeln sahen. Bald darauf war alles still, und alle Arbeit getan. Die Lauernden sahen recht wohl ein, dass hier Zauberspuk getrieben wurde, aber aus Furcht, dass ihnen der Teufel den Hals umdrehen würde, wenn sie das Erlebte in dieser Nacht ausschwätzten, schwiegen sie weislich und trösteten sich mit der Zuversicht, dass alles nur eine Weile dauere, und dass der Satan den Bastian schon zur rechten Zeit holen werde.

Nun ereignete sich, dass einst der Graf von einem Besuch am kaiserlichen Hoflager mit einem prächtigen weißen arabischen, zu Spazierritten für Hedwig bestimmten Zelter heimkehrte, den er von einem türkischen Rosshändler gekauft hatte. Dieser Zelter war lammfromm zugeritten und gewährte der jungen Gräfin das größte Vergnügen, wenn sie zwischen ihrem Vater und Hildebert in den Lichtungen der großen Buchen- und Tannenwälder unter dem fröhlichen Schall der Jagdhörner dahinsprengte.

Die Pflege dieses kostbaren Tieres vertraute der Graf dem Bastian, dem lobsamen Stallwächter, an, welcher sich diesen Dienst so angelegen sein ließ, dass er oft wie ein wachbarer Hund vor dem Stand des Zelters lag. In dieser Stellung traf ihn gar häufig Hedwig, wenn sie mittags, da die übrigen Stallknechte in ihrer gemeinsamen Speisekammer saßen, in den Stall kam, um dem lieben Zelter, der ihr immer schon freudig entgegenwieherte, ein Stückchen Kuchen zu bringen. Bastians Sorgfalt für ihren vierbeinigen Liebling gefiel ihr so wohl, dass sie ihm bisweilen ihre Zufriedenheit bezeugte, indem sie ihm mit den Worten lächelnd aus die Schulter klopfte.

»Bastian, fahre nur so fort. Du hast mein ganzes Vertrauen!«

Durch ein Missverständnis dieser Worte, die er auf seine Person bezog, während sie nur der Pflege des Zelters galten, wähnte der verwegene Bursche, dass die junge Gräfin heimlich in ihn verliebt sei, und erfrechte sich, bei der nächsten ähnlichen Gelegenheit nach wenigen Tagen, ihr zu Füßen zu stürzen und seine heiße Liebe zu gestehen, die sie ohnehin schon auch für ihn fühlte.

Hedwig war wie erstarrt wegen dieser Zumutung, die sie für einen Ausbruch des Wahnsinns hielt. Ihr Schweigen schien dem Frevler nur eine jungfräuliche Schüchternheit, er sprang also empor, und wollte eben die Arme nach ihr ausstrecken, als sie ihm einen so gewaltigen Schlag in das Gesicht versetzte, dass ihm das Blut aus der Nase schoss.

»Elender!«, rief sie zornglühend, »ich werde deine Frechheit sogleich meinem Vater sagen, der sie nach Gebühr zu bestrafen wissen wird.«

Und wieder stürzte Bastian auf seine Knie, faltete seine Hände, und flehte voll Angst: »Erbarmt Euch meiner, gnädigstes Fräulein! Schweigt, um mich nicht unglücklich zu machen!«

Die mitleidige Hedwig schaute mit zürnender Miene auf ihn zurück, nickte aber bejahend zum Zeichen der Bewilligung seiner Bitte und eilte aus dem Stall.

Kaum hatte sie die Schwelle überschritten, als Bastian wie rasend empor sprang, und die Worte murmelte, die geballten Fäuste drohend gegen die Stalltür ausstreckend:

»Da, hochmütige Dirne, diesen Schlag ins Gesicht sollst du teuer büßen! Teufel, hilf mir zur Rache!«

Ein höllisches Gelächter, nur ihm hörbar, gellte ihm in die Ohren.

Teuflische Rache

Als Hedwig am nächsten Morgen im Stall erschien, um dem Zelter ein Stückchen Kuchen zu reichen, lag Bastian nach seiner Gewohnheit zu den Hinterfüßen des Zelters, erhob sich rasch und verbeugte sich schweigend und demütig.

»Ich komme heute früher als gewöhnlich«, sagte sie gütig, in den Stand tretend, um ihrem lieben Aga, wie sie den Zelter nannte, den Kuchen zu geben.

»Ist er schon gefüttert?«

»Ja, gnädigstes Fräulein.«

»Sattle ihn und die Rosse des Junkers und meines Pagen. In einer halben Stunde wollen wir einen Spazierritt machen.«

Sie ging.

»Reite nur zu, Hochmutsteufel, es ist dein letzter Ritt!«, dachte er sich und rieb sich schadenfroh die Hände.

Dieser Spazierritt war nur von kurzer Dauer. Hedwig beklagte sich plötzlich über stechende Schmerzen in wieren beiden Füßen. Der Junker rief angstvoll zur schleunigen Umkehr, die auch im raschen Galopp geschah. Im Burghof angekommen, vermochte Hedwig nicht mehr, sich aus dem Sattel zu schwingen. In den Armen des Junkers glitt sie auf den Boden herab, schrie aber vor Schmerzen laut auf, da sie nicht mehr auf den Füßen stehen konnte. Der Junker und der Page trugen sie in ihr Gemach hinauf. Unbeschreiblich war der Schrecken des Vaters und der Mutter. Der Burgkaplan wurde sogleich herbeigerufen.

Zur damaligen Zeit, wie auch noch viele Jahrhunderte später galten die Klöster als Muster des landwirtschaftlichen Betriebes in allen seinen Zweigen und zugleich als vollkommen erfahren in der auf die Kräuterkunde gegründeten Arzneiwissenschaft, welche auch jene Jünglinge erlernen mussten, die in ihren Unterrichtsanstalten ihre Ausbildung zu künftigen Weltpriestern fanden, daher auch alle Burgkaplane zugleich die Burgärzte waren.

Der herbeigerufene Kaplan äußerte die Besorgnis, das Fräulein könne von einer Viper in den Fuß gebissen und so das Gift dem ganzen Körper mitgeteilt worden sein. Die sorgfältigste Untersuchung der Füße durch die Eltern zeigte aber nicht die geringste Spur eines solchen Bisses. Vergebens wurden alle erdenklichen Heilversuche gemacht, Umschläge und Bäder von Kräuterabsud angewendet, Nachfragen auf befreundeten Burgen und in benachbarten Klöstern angestellt. Die Tag und Nacht anhaltenden, jeden Schlaf verhindernden Schmerzen Hedwigs wurden immer heftiger.

Acht Tage lang weidete sich der schlechte rachgierige Bastian an den täglichen Klagen der Dienerschaft über die Höllenqualen der herzenguten jungen Gräfin, dann aber, und gerade deshalb, damit sie vermute, dass er ihr diese Leiden bereitet habe, verschwand er plötzlich aus der Burg und mit ihm das mit zierlicher Silberarbeit ausgelegte Zaumwerk des Zelters Aga.

Nun hatte auch Hedwig keinen Grund mehr, Bastian zu schonen, und erzählte den Vorfall im Stall, den sie früher aus unüberlegtem Mitleiden verschwiegen hatte. Nun hinterbrachten die beiden Stallknechte, welche Augenzeugen des nächtlichen Teufelsspukes im Stall gewesen waren, dem Junker Hildebert, was sie gesehen und gehört und nur aus Furcht vor dem Teufel damals nicht angezeigt hatten.

Die Heilmittel gegen natürliche Krankheiten waren somit zu Ende, und die gegen übernatürliche oder vielmehr durch höllische Künste beigebrachte, ohne Erfolg geblieben. Nach Verlauf eines halben Jahres blieb noch immer alles im alten Zustand in jener traurigen Lage Hedwigs, die im Eingang dieser furchtbaren Geschichte geschildert wurde, wohin wir jetzt unsere geneigten Leser mit dem kurzen Bemerkten zurückführen müssen, dass am grauenden Morgen nach dem nächtlichen Verschwinden Bastians aus der gräflichen Burg denselben ein Müllerbursche von Bardenfels unbemerkt den steilen Berg zu dem Räubernest Kraleneck hatte hinaufsteigen sehen.

Der kaiserliche Leibarzt

Die Kunde von den endlosen und unerklärbaren Leiden der jungen Gräfin Bardenfels, der bei dem Kaiser in hoher Gunst stand, war auch bis in das kaiserliche Hoflager gedrungen, und hatte den Kaiser, der soeben alle Anstalten traf, zur Feier seiner zweiten Vermählung mit der in wenigen Tagen aus Flandern über

den Rhein kommenden, schönen und tugendhaften Braut, einer sehr reichen Herzogstochter, und deshalb eine ganz besondere Teilnahme wegen des bedauernswürdigen Schicksals Hedwigs fühlte, bewogen, seinen eigenen hochberühmten Leibarzt nach Burg Bardenfels zu senden, mit dem ausdrücklichen Auftrag, zur Heilung der jungen Gräfin sein Möglichstes zu tun.

Das Gemach Hedwigs bot einen jammervollen Anblick. Auf ihrem Siechbett liegend glich sie einer Leiche, die man seit vierzehn Tagen zu begraben vergessen hatte, sobald sie schweigend die eingesunkenen Augen schloss. Dieses Schweigen dauerte aber immer nur einen Augenblick und wurde sogleich vom Winseln und Jammern unterbrochen. Ihre Finger, die aus zartem Elfenbein geschnitten schienen, umschlang ein Rosenkranz zum Gebet. Zu ihren Füßen stand in einer Wandnische ein Kruzifix mit der schmerzhaften Gottesmutter am Stamm des heiligen Kreuzes. Zu ihrem Haupt betete still ihr Vater mit gefalteten Händen. In einem Stuhl sitzend zur Rechten der geliebten Tochter barg die Mutter ihre tränenvollen Wangen in den Kissen. Ihr gegenüber beobachtete der ehrwürdige Leibarzt, seit acht Tagen das Krankenlager nicht verlassend, aufmerksam die Leidende. An der Tür erwartete Hildebert in angstvoller Spannung den auf diesen Tag vom Leibarzt des Kaisers festgesetzten Ausspruch, der über Leben oder Tod der armen Hedwig entscheiden sollte.

Eine volle Stunde lang hatte der Leibarzt den Puls der Leidenden ununterbrochen geprüft. Jetzt zog er leise seine Hand weg, und sprach: »Herr Graf, ich kann Euch nur den Trost geben, dass Eure Tochter an ihrer Krankheit nicht sterben, aber auch durch irgendeine ärztliche Kunst nicht genesen wird. Diese Krankheit ist keine von jenen, die ihren natürlichen Verlauf nehmen, und mit der Wiederherstellung oder dem Tod enden, und aus gleichem Grund gibt es hier auch kein natürliches ärztliches Mittel zur Linderung der Schmerzen, wovon ich mich durch meine vielen Versuche überzeugt habe. Den Beweis davon liefert der Umstand, dass der Puls fortwährend regelmäßig schlägt, wie bei ei-

ner Gesunden, was bei einer natürlichen Krankheit unter so heftigen Schmerzen unmöglich wäre.

Pflichtgemäß muss ich also die Krankheit Eurer Tochter für ein höllisches Zauberwerk erklären, und sie kann nur wieder gesund werden, wenn dieser Zauber gebrochen wird. Die Mittel dazu liegen außerhalb meiner Macht. Sie aufzufinden, muss ich Eurer Einsicht und Eurem eigenen Ermessen überlassen. Ich gedenke, mit anbrechendem Morgen, von meinen zwei Dienern begleitet, zu meinem kaiserlichen Herrn heimzukehren, um ihm von dem Zustand Eurer Tochter persönlich Bericht zu erstatten, von Euch aber, und von den Euren heute Abend mit dem größten Dank für die vortreffliche Bewirtung Abschied zu nehmen.«

Nach einer tiefen Verbeugung verließ er das Gemach, um seinen Dienern den Auftrag zu geben, zu seiner Abreise am anderen Morgen die nötigen Anstalten zu treffen.

Die letzte Hoffnung

Die am Krankenlager Hedwigs Zurückgebliebenen wussten nicht, ob sie mehr über die Verheißung des Leibarztes, *dass Hedwig nicht sterben werde*, sich freuen oder mehr über ihre großen und endlosen Leiden zu Tode betrübt sein sollten. Aber die Hoffnung überwog, dieses göttliche Geschenk des Himmels, der Trost aller Unglücklichen, die Hoffnung, doch ein Mittel noch zu finden, den Zauber zu brechen, der ihr geliebtes Kind an das Siechbett fesselte. Und diese ermutigende Hoffnung war es, welche dem liebenden Hildebert plötzlich einen guten Gedanken und Rat zuflüsterte.

Aus tiefem Nachsinnen wie aus einem Traum erwachend, sprach er laut vor allen, damit es auch Hedwig zu ihrem Trost hören konnte.

»Lieber Vater! Ihr wisst, dass nach der Zerstörung meiner vä-

terlichen Burg Auffenbach, wobei ich meine guten Eltern, von denen ich nie wieder Kunde erhielt, durch Mörderhände mag verloren haben, wie die wenigen entkommenen Dienstleute aussagten, unser alter, frommer und gelehrter Burgkaplan Norbert in einer Waldhütte, zwei Stunden von hier, nicht weit entfernt von Euren Eisenhämmern, als Einsiedler ein beschauliches Leben zu führen begann. Er war dem Gräuel der Verwüstung dadurch entgangen, dass er in jener furchtbaren Nacht in einem benachbarten Dorf, wohin ich ihm das Geleit gab, einem Sterbenden die letzten Tröstungen unserer heiligen Religion spendete.

Seitdem habt Ihr ihn an jedem Sonnabend mit Speise und Trank reichlich versehen lassen. Die Überbringer erzählten mir oft, dass er das meiste davon immer an Kranke und Arme verschenkt, die bittend in seine Hütte kommen und gewöhnlich nur von Brot, Waldschwämmen und duftenden Kräutern lebe, die er sich mit kundiger Hand sammelt, seinen Durst aber aus einer frischen Bergquelle löscht, deren Wasser hinter der Hütte in einem schmalen Bächlein vorübermurmelt.

Es ist undankbar von mir, ich muss es gestehen, dass ich ihn seit einem Jahr nicht mehr verweilend besuchte, sondern nur im Vorübersprengen auf der Jagd, wenn er gerade vor der Tür stand, freundlich grüßte und nach seinem Befinden mich erkundigte. Er war ja doch mein guter Seelenhirt von Jugend auf, und mein geduldiger Lehrer gewesen, von dem ich lesen und schreiben lernte, und in vielen andern nützlichen Dingen unterrichtet wurde. Er ist ein frommer, gottesfürchtiger Mann, von den bösen Menschen aber als ein Zauberer gefürchtet, seitdem ein Räuber, der mit gezücktem Dolch in seine Hütte drang, um den vor seinem Kruzifix betenden Einsiedler zu ermorden, während seine Spießgesellen draußen schon raubgierig warteten, in dem Augenblick, da er über die Schwelle schritt, von einem elektrischen Blitz tot zu Boden geschmettert wurde.

Die Räuber rafften die Leiche bei den Füßen auf und entflohen voll Entsetzen, kamen auch niemals wieder. Gewiss war dieses

Ereignis kein höllisches Zauberwerk, sondern nur eine Wirkung der großen Kenntnis Norberts von den geheimen Kräften der Natur, welche bis jetzt noch anderen Menschen verborgen sind, die nicht soviel erforscht haben.

Im vollen Vertrauen auf diese Kenntnisse will ich nun sogleich zu dem Einsiedler Norbert reiten und ihn um Hilfe bitten, oder wenigstens um seinen weisen Rat fragen, wenn Ihr es mir erlaubt, liebster Vater!«

»Tue dies, lieber Sohn, und kehre bald mit guter Botschaft zurück!«

»Die Zeit meiner Rückkehr kann ich wohl nicht im Voraus bestimmen wegen der möglichen Ereignisse, die mich abhalten können. Doch seid versichert, dass ich, mit Gottes Beistand, nicht unverrichteter Dinge wieder vor Euch erscheinen werde. Lebt wohl bis dahin und betet, dass der Himmel mein Vorhaben segne.«

Nach einem liebevollen, aber schmerzlichen Blick auf die leidende, seufzende Hedwig eilte Hildebert fort, und wenige Minuten später sprengte er auf dem flüchtigsten Renner donnernd über die Burgbrücke hinaus.

Der Ritt zum Einsiedler

Zur selben Stunde kehrte der Einsiedler Norbert, ein ehrwürdiger Greis mit schneeweißen Kopf- und Barthaaren, aus dem Wald in seine Hütte zurück.

Bisweilen blieb er stehen und betrachtete aufmerksam ein kleines Büschel Kräuter, die er, ihren unteren Teil mit Buchenlaub umwickelt, in seiner rechten Hand hielt.

»Gift«, murmelte er, »das heftigste Gift zu plötzlichem oder zu langsamem, unentdeckbarem Mord! Aber der Kundige weiß daraus Heilmittel gegen die schwersten Krankheiten zu schaffen,

welche von den besten Ärzten für unheilbar erklärt sind. Schon vielen hab ich dadurch das Leben gerettet, jedoch ohne wienen sagen zu dürfen, dass Gift in der Flüssigkeit sei, weil sie sonst wenigstens keinen Gebrauch davon gemacht und nicht gar mich als einen Giftmischer dem Gericht angezeigt hätten. Aber ein so starkes Gift habe ich noch nicht gefunden, das auch jene Krankheiten heilen könnte, die den Unglücklichen angezaubert wurden. Warum, du mein lieber Gott, hast du mir diese Gnade noch nicht verliehen, um die einzige Tochter meines edlen Wohltäters, des Grafen von Bardenfels, heilen zu können, die infolge eines höllischen Zauberwerks hilflos von den rasenden Schmerzen Tag und Nacht gefoltert wird, wie mir die Burgknechte immer vorjammern, die mir an jedem Sonnabend so reichlich Speise und Trank, die großmütige Spende des Grafen, bringen? Aber Gott ist mächtiger als teuflisches Zauberwerk und wird dieses zur rechten Zeit zuschanden machen. Gelobt sei Gott, gelobt seien Jesus Christus und die Gottesmutter!«, fügte er mit lauter Stimme hinzu.

»In Ewigkeit, Amen!«, tönte es hinter dem Einsiedler aus dem Gebüsch, durch welches der mutige Renner Hildeberts schnaubend brach.

»Gott zum Gruß!«, rief der Junker, indem er sich aus dem Sattel schwang, und das treue Tier gebiss- und zügelfrei machte, damit es nach Belieben das fette Waldgras abwiedern konnte.

»Gott mit Euch, edler Junker!«, erwiderte Norbert. »Meine alten Augen haben Euch schon lange nicht mehr gesehen.«

»Wenigstens nicht so lange wie jetzt, guter Norbert. Desto öfter habe ich an Euch gedacht.«

»Ihr habt mich also nicht vergessen?«

»Gewiss nicht, die Liebe und Dankbarkeit für die geistige Pflege, womit Ihr einst für mich Sorge trugt, hat mich stündlich an Euch erinnert.«

»Lobt mich nicht zu viel, guter Junker Hildebert! Ich habe ja nur meine Pflicht getan. Doch zur Sache! Ich frage nicht, was

Euch heute zu mir führt. Ich kann mir's wohl denken und habe eben erst, bevor ihr kamt, daran gedacht.«

»Ach, die arme Hedwig!«

»Jawohl, die gefolterte, schwer geprüfte Tochter meines unermüdlichen Wohltäters.«

»Ich bitte Euch inständig, Norbert, um ein Mittel, sie zu heilen.«

»Lieber Junker, ich weiß kein solches Mittel. Um eine durch Zauberei entstandene Krankheit zu heilen, müsste ich selbst ein mächtigerer Zauberer sein, als jener, dessen teuflisches Werk jene Krankheit ist. Ich bin aber kein Zauberer.«

»Ihr kennt jedoch so viele geheime Kräfte der Natur, dass Ihr durch eine von diesen gewiss der jungen Gräfin helfen könnt.«

»Gegen Zauberei reichen die Wirkungen dieser Kräfte nicht aus.«

»Soll ich denn wirklich ohne Hilfe heimkehren müssen?«

»Nur bei Gott ist hier Hilfe zu finden.«

»So gebt mir wenigstens einen guten Rat, Gottes Hilfe zu erlangen!«

»Betet!«

»Wenn Gebete den Qualen des Fräuleins, wär es auch nur durch den Tod, ein Ende zu machen vermöchten, so wäre es längst schon geschehen. Wir alle beten seit sechs Monaten unablässig: der Graf, die Gräfin, die fromme Hedwig, ich, das ganze Burggesinde. Der Burgkaplan betet täglich drei Stunden vor dem hochwürdigsten Gut, und alles vergebens! Gott hat kein Erbarmen mit uns, und die Hölle triumphiert.«

»Frevelt nicht, Junker Hildebert, und verzweifelt weder an der Gerechtigkeit noch an der Barmherzigkeit Gottes.«

Norbert kniete an dem hohen Kreuzstamm nieder, der neben der Hütte emporrage, faltete andächtig die Hände und schaute still betend hinauf zu dem Bild des gekreuzigten Heilands. Die einzelnen Strahlen der Sonne umschimmerten sein ehrwürdiges Haupt und Antlitz wie mit einer Glorie. So lag er auf den Knien,

wie schon der Erde entrückt, in höherer Verklärung wohl eine Viertelstunde lang, während Hildebert schweigend für Hedwig betete.

Dann erhob sich der Einsiedler, fasste die Hand des Junkers und führte ihn in seine Zelle, in deren Hintergrund sich ein kleiner Altar erhob.

»Hildebert«, sagte er mit einer feierlichen Stimme, »ich habe so eben Gott im Gebet um seine heilige Eingebung angefleht, ob einer von jenen äußersten Fällen durch die Krankheit der jungen Gräfin Hedwig eingetreten sei, in denen es mir erlaubt ist, von einem Mittel in höchster Not Gebrauch zu machen, das mir einst der Patriarch von Jerusalem am Heiligen Grab unseres Erlösers zum Andenken gegeben hat. Nun sieh und höre!«

Norbert trat zum Altärchen, drehte den Tabernakel und nahm etwas heraus, das einer Platte von ungefähr einer Spanne im Quadrat glich und in ein mit Ereignissen aus der Leidensgeschichte Jesu bemaltes weißes Tuch gehüllt war, welches er wegnahm und auf den Altar legte.

Der Erdspiegel

»Das ist ein Erdspiegel«, sagte er, »worin nur jener Mensch etwas sehen kann, dem er von einer frommen Hand geschenkt wird. Versucht es, etwas darin zu sehen, Junker.«

»Ich sehe nichts«, erwiderte dieser nach aufmerksamer Betrachtung der schwarzen spiegelglatten Fläche.

Der Einsiedler schaute hinein, lange, sehr lange ...

In fieberhafter Aufregung stand ihm Hildebert gegenüber. Die Züge des Greises wurden immer heiterer, der Puls des angstvoll harrenden Junkers schlug immer lebhafter. Endlich verhüllte Norbert den Erdspiegel wieder sorgsam, küsste das Bild des Erlösers auf dem Tuch dreimal, streckte dreimal die Hand segnend

darüber aus, legte die geheimnisvolle Platte wieder in den Tabernakel und gab diesem durch eine Wendung wieder seinen früheren Stand.

»Gepriesen sei Gott im Himmel und Friede den Menschen auf Erden! Hildebert, glaubt Ihr, etwas unternemen zu können, wozu ein größerer Mut gehört als in der blutigsten Schlacht?«

»Ich fürchte nichts als die Sünde.«

»Gut, dann enden morgen alle Schmerzen der jungen Gräfin, und spätestens in zwei Monaten wird sie wieder eine so blühende und schöne Jungfrau sein, wie zuvor.«

Hildebert stieß einen Freudenschrei aus.

»Auch noch ein anderes großes Glück ist Euch beschieden. Vollzieht aber genau, was ich Euch jetzt sagen werde.«

»Ich werde Euch pünktlich gehorchen.«

»Von mir weg reitet Ihr sogleich zum Obermeister der zwölf Eisenhammerwerke des Grafen Bardenfels. Kennt Ihr ihn?«

»Sehr gut. Der riesige Gordian muss ja alle Vierteljahre mit mir abrechnen.«

»Wisst Ihr, wo er seine Hütte hat?«

»Ja. Ich bin schon oft auf der Jagd hingekommen.«

»Gut. Sagt ihm, er soll die nötigen Anstalten treffen, dass alle seine Hammerschmiedknechte am nächsten Sonnabend wohl bewaffnet, und eures Befehles gewärtig, in seiner Abteilung nachmittags 5 Uhr versammelt seien.«

»Ich werde es tun, obgleich ich noch nicht weiß, zu welchem Zweck.«

»Ihr werdet ihn noch in dieser Nacht erfahren. Stellt Euer Ross bei ihm ein und geht dann allein fort, um bei dem Totenwirt zu übernachten.«

»Bei dem Totenwirt?«, fragte der Junker ganz erstaunt.

»Ja. Ihr fürchtet ja nichts.«

»Gewiss nicht. Wie werde ich aber in der dunklen Nacht den Weg zu diesem furchtbaren Ort finden, den ich nie sah, und dies selbst auf unseren Jagdzügen immer vermieden wurde?«

»Ein Irrlicht wird Euch leuchtend als Wegweiser vorangaukeln, das sonst einsame Wanderer in das Verderben lockt, Euch aber an das ersehnte Ziel Eures Glücks führt.«

»Wer schützt mich aber vor der Möglichkeit, das Opfer einer Zauberei zu werden?«

»Befestigt dieses Kreuz mit der Schnur an Eurem Hals, Junker, und der böse Feind wird keine Macht über Euch haben, denn es ist am Heiligen Grab geweiht worden.«

Dankend befolgte Hildebert diesen Rat.

»Und jetzt spudet Euch, Junker!«, fuhr Norbert fort, »und verzagt nicht.«

Fünf Minuten später sprengte Hildebert von dannen.

Der Hexentanz auf dem Blocksberg

Das Gehöft des riesigen Gordian, Obermeister der zwölf Eisenhammerwerke des Grafen von Bardenfels, war ein großes Viereck, umgürtet von einem hohen Pfahlwerk aus geschmiedetem Eisen, die Wohnung Gordians einschließend, und die Hütten für die 30 Gesellen seiner Abteilung, von denen 26 mit ihren Frauen und Kindern darin lebten. Die 4 Unverheirateten bewohnten einen kleinen Anbau in Gordians Nähe und erhielten von ihm ihre Verpflegung. In jeder Ecke innerhalb des Pfahlwerks stand eine eiserne, mit Heu versehene Hundehütte, und in jeder dieser Hütten hauste ein gewaltiger, furchtbarer Bärenfänger, dem kein Bär dieser endlosen Wälder zu widerstehen vermochte. Zugleich waren diese Hunde zu Menschen so zahm, dass die Kinder unbedenklich mit ihnen spielen konnten. Vier solche Bärenfänger befanden sich bei jeder der übrigen vier Abteilungen, sie wurden niemals angekettet.

Die Nacht war eingebrochen.

Gordian, seine Frau Martha, sein 18-jähriger Sohn Christoph,

seine beiden Töchter von 14 und 16 Jahren, zwei Mägde und die vier Gesellen hatten soeben ihr einfaches aber reichliches Abendessen beendet und das übliche Dankgebet gesprochen. Mutter, Töchter und Mägde griffen nach dem Spinnrocken. Vater, Sohn und die Gesellen schickten sich an, Späne zu schnitzen und sie mit Weidenzweigen zu Holzfackeln zu machen.

»Wir sollten heute eigentlich lieber beten, als eine Handarbeit verrichten«, bemerkte Gordian, »da wir heute einen kirchlichen Tag haben, Walburgis.«

»Richtig«, sagte seine Frau, »in dieser Nacht gibt's immer einen Hexentanz auf dem Blocksberg.«

»Jawohl«, äußerte ihr Mann, »und wenn wir bis 10 Uhr wach bleiben, werden wir ein schreckliches Getöse in der Luft hören und die Hexen und Teufel da oben reiten sehen, wenn keine Wolken das Mondlicht verdunkeln. In unseren Wäldern rings um uns werden die Gespenster rumoren, als ob der Jüngste Tag gekommen wäre.«

»Obermeister, erlaubt, dass wir wach bleiben«, baten die vier Gesellen. »Wir möchten doch auch einmal eine solche Hexenfahrt sehen!«

»Meinetwegen. Ich bleibe selbst bei euch.«

»Wir auch!«, riefen die Mutter, Töchter und Mägde.

»Da mag es wohl schrecklich zugehen heute auf dem Blocksberg«, meinte der Sohn. »So etwas sollte man sehen können.«

»Du würdest nicht mehr lebendig davonkommen«, erwiderte der Vater.

»Vermag also kein Mensch zu sagen, was dort alles geschieht?«, fragte eine der beiden Töchter.

»Was man davon weiß, hat man durch die Geständnisse von Hexen erfahren, die dabei waren und später eingefangen und verbrannt wurden«, antwortete Gordian. »Ich selbst habe vor etwa zwanzig Jahren drüben in Unkendorf eine Hexe ausführlich erzählen hören, was auf dem Blocksberg alles geschieht. Sie war eine bildschöne Hexe von 24 Jahren, die mir recht wohl ge-

fiel, und mich wohl bezaubert hätte, wenn sie keine Hexe gewesen wäre.«

Er lachte.

»Du!«, sagte seine Frau, lächelnd mit dem Finger drohend.

»Nun, sei nur ruhig. Nimm keine Notiz mehr von ihr, denn erstens wäre sie jetzt schon 44 Jahre alt, und zweitens hat sie auf dem Scheiterhaufen für immer ausgetanzt.«

»Vater«, baten die Töchter, »sag uns doch, was du von dieser Hexe erzählen hörtest.«

»Wohlan, passt auf! Diese Hexe hieß Anna Wettermacherin, ihr wirklicher Name, und so sollte eigentlich jede Hexe heißen, denn jede Hexe ist auch eine Wettermacherin, wenn sie auch nicht so heißt.

Sie bekannte reumütig alle ihre Verhexungen, und zwar auf ihren ausdrücklichen Antrag und auf den Rat ihres Beichtvaters, bei offenen Gerichtstüren, zur Warnung des Volkes, damit es sich nicht vom Teufel und seinen Helfershelfern verblenden lasse.

Sie war mit einem rechtschaffenen Landmann verheiratet und beide lebten zwei Jahre lang in glücklicher Ehe, obgleich sie in ihrer Wirtschaft nicht viel aufstecken konnten, wenigstens nicht genug zur Befriedigung der eitlen Putzsucht, welche sich im Herzen der Anna einnistete, als sie mit neidischen Augen andere Frauen im schönsten Staat in die Kirche gehen sah und dies ihnen nicht nachmachen konnte.

An einem Nachmittag, als sie eben im Wald Schwämme zur kargen Nahrung suchte und dabei bitterlich seufzte ob ihrem harten Schicksal, trat plötzlich ein junger schöner Jäger aus dem Gebüsch, zierlich gekleidet wie ein Rittersohn.

»Guten Tag, schöne Jungfrau oder Frau?«, sprach er gar freundlich.

»Auch so viel. Bin eine Frau«, erwiderte sie.

»Habt Ihr auch Kinder?«

»Nein.«

»Und eine so schöne Frau muss im Wald Schwämme suchen, wie das ärmste Weib? Mir scheint, dass es Euch nicht gut geht?«

»So ist es.«

»Ihr verdient ein besseres Los. Hier, nehmt einstweilen dieses Goldstück, und ein solches will ich Euch täglich geben, wenn ich Euch alle Tage an diesem Platz finde.«

Sie nahm dankend und ohne Sträuben dieses Goldstück, welches das höllische Draufgeld des Teufels war.

»Was soll ich aber meinem Mann sagen, wenn er mich fragt, woher ich es habe?«

»Sagt nur, Ihr habt es im Wald gefunden und wollt nun täglich suchen, denn vermutlich sei dieses Goldstück mit vielen anderen bei dem Vergraben eines Schatzes im hohen Gras verloren worden.«

Der Anna behagte diese Ausrede und sie versprach, alle Tage zu kommen. Sie kam auch richtig alle Tage und brachte immer wieder ein Goldstück heim, das sie mit ihrem Mann teilte, der sich nun, früher ein braver und arbeitsamer Mann, plötzlich dem Trunk ergab und nach sieben Wochen bei einem Raufhandel im Wirtshaus, ganz betrunken, von den Reisigen eines Ritters erstochen wurde. Wohl ihm, dass er sein Weib nicht mehr brennen sah!

Die Frauen im Dorf rissen ihre Mäuler weit auf vor Verwunderung über die prächtigen Kleider der Wettermacherin, der sie jetzt freilich nachstehen mussten. Sie vermuteten, dass Anna wohl irgendwo einen vergrabenen Schatz gefunden habe.

Aus der Bekanntschaft mit dem schönen Jäger im Wald war schon lange eine Liebschaft geworden. Er hatte es sogar dahin gebracht, dass sie ihm ihre Seele verschrieb, weil er ihr drohte, außerdem nicht nur keine Geschenke mehr zu machen, sondern auch alle ihre kostbaren Kleider in Asche verwandeln zu wollen. Sie wurde ein Opfer ihrer Putzsucht und ihres Hochmutes. Dagegen unterrichtete sie aber der Teufel in der Gestalt dieses Jägers in allen Hexenkünsten, durch die sie an allen Personen, die

ihr missfielen, ihre Bosheit oder Rachsucht ausführen konnte.

»Auf den Befehl meines Buhlen«, so begann die zum Scheitern verurteilte Wettermacherin bei offenen Türen ihr Geständnis, nachdem sie zuvor auf die Folter gespannt worden war, und nun gebt wohl acht! - »musste ich auch zum Tanz auf den Blocksberg reiten, unter dem Versprechen, dass er mich begleiten wolle, weil es das erste Mal sei, und ich mich fürchtete, aus der Luft herabzustürzen. Drei Tage vor Walburgis brachte er mir einen kleinen Topf mit Salbe und erklärte mir, wie ich sie gebrauchen sollte. Abends nach 10 Uhr kam der Teufel, gekleidet wie ein Ritter bei einem Festbankett, in meine Schlafkammer, um mich abzuholen.

›Ich fürchte«, sagte sie zu ihrem Begleiter, ›das ein gefährliches Geschrei im ganzen Dorf entstehen wird, wenn jemand von meinen Leuten in meine Schlafkammer dringt, etwa eine neugierige Magd, und mein Bett leer findet.«

›Dafür hab' ich schon gesorgt«, erwiderte er lachend. ›Schau nur in dein Bett.«

Ich drehte mich um, und erblickte mit Schaudern mich selbst in meinem Bett ruhig schlafend.

›Das ist ein Kamerad von mir«, sagte er, ›der während deiner Abwesenheit statt dir in den Bett liegt.«

Angetan mit meinem schönsten Gewand, aber ohne Schuhe und Strümpfe, ging ich in die Küche, schmierte meine Füße mit der von ihm erhaltenen Salbe, und die Ofengabel, nahm diese zwischen meine Füße, und blitzschnell ging es durch den Schornstein hinaus zum Blocksberg. Auf der Spitze desselben brannte ein großes Feuer, umstanden von bösen Geistern mit Fackeln in ihren Krallen. Im Hintergrund saß auf einem Thron von glühendem Rubin, eine Flammenkrone auf dem Haupt, Satan. Alle Anwesenden beiderlei Geschlechts, von jedem Alter, mussten zuerst vor ihm niederknien, ihm huldigen und ewige Treue schwören.

Zur Rechten Satans saß ein Schreiber, der alle unsere Namen in

ein schwarzes Buch eintrug. Wer unerhörte Gräueltaten seit der letzten Zusammenkunft begangen zu haben sich rühmen konnte, musste sie erzählen, belohnt durch ein höllisches Beifallsgeschrei. Vornehmes und gemeines Volk waren untermischt versammelt. Ich kannte viele darunter, sogar zwei Hexen aus meinem Dorf. Die vornehmen Herren und Damen trugen schwarze Masken vor ihren Gesichtern, um von Herren, welche vielleicht in die Hände des Gerichtes fielen, nicht verraten werden zu können.

Bald darauf begann der Hexentanz. Zauberer und Hexen, immer ein Zauberer oder Teufel zwischen zwei Hexen, reichten sich die Hände und tanzten im Kreis herum. Die Spielleute waren Gespenster, und ihre Instrumente ausgegrabene Knochen hingerichteter Verbrecher, die auf dem Schindanger verscharrt worden waren. Einer der Musikanten hatte den Kopf eines verendeten Rosses in der Hand, dessen Ohren er beständig hin und her drehte, dass man meinte, er habe eine Drehorgel mitgebracht. Von diesem Höllenlärm kann sich kein Mensch eine Vorstellung machen.

Nach einer halben Stunde, während welcher auf einem großen freien Platz zwischen den Bäumen mehrere Tafeln gedeckt wurden, war der Tanz zu Ende, und die Teufel und Zauberer führten ihre Hexen zum Mahl. Auf den Tischen standen große Schüsseln dem Anschein nach voll mit herrlichen Speisen, Gebratenes und Gesottenes, Pasteten, Torten, Vögel und Fische, Hirschwildbret und Rehkeulen, aber von ekelhaftem Geschmack und stinkend wie Aas. Dagegen griffen wir begierig nach den Speisen und Getränken, welche reiche Herren mitgebracht hatten: Wein, Bier, Braten, Kuchen und frisch gebackene Nudeln wohlhabender Bäuerinnen. Wie bei dem Teufel alles Lug und Trug ist, so war auch ihr Bier wie zähes Leimwasser, ihr roter Wein nur Pfützenwasser mit dem Blut geköpfter Missetäter vermischt, und der weiße Wein, den sie als etwas Köstliches kredenzten, bestand nur aus bitteren Tränen von Familien, welche von den Hexen ins

Unglück gestürzt wurden.

Dreimal meckerte Satan grässlich, der, was ich zu bemerken vergaß, als ein schwarzer Bock in der Größe eines Elefanten anwesend war, und dies galt als ein Zeichen des Endes der Tafel, und plötzlich umgab uns finstere Nacht. Mit lauter Stimme verkündete uns Satan, was wir für neue Schandtaten bis zum nächsten Wiedersehen verüben und wie wir uns an unsern Feinden rächen sollten.

›Tut es‹, donnerte Satan, ›oder ihr müsst alle sterben, und vor der Zeit in die Hölle fahren!‹

Hierauf fasste jeder Teufel oder Zauberer seine Hexe, mich aber mein Jäger, der heute wie ein abscheulicher Teufel aussah, und fort ging es nach Hause wieder durch die Luft nach allen Richtungen hin, sausend, brausend, zischend, pfeifend, heulend. In dem Augenblick, da ich in meine Kammer trat, verschwand mein stellvertretender Teufel vor meinen Augen.«

»Das ist die Erzählung von dem Hexentanz auf dem Blocksberg, wie ich sie aus dem Mund der Wettermacherin mit mehr als hundert anderen Menschen vernommen habe. Sie gab allen Anwesenden reumütig noch viele gute Lehren und Warnungen, durch deren frühere eigene Befolgung sie dem schrecklichen Tod auf dem Scheiterhaufen entgangen wäre.«

Eben hatte am Schluss seiner Erzählung Gordian als Familienvater und Obermeister seinen Kindern, den Mägden und Gesellen die dringende Ermahnung zu geben begonnen, immer ein gottesfürchtiges, pflichteifriges und ehrbares Leben zu führen, um nicht in des Teufels Faltstricke zu geraten, als oben in den Lüften ein furchtbares Getöse sich vernehmen ließ, sausend, brausend, zischend, pfeifend, heulend. Alle Anwesenden eilten an die Fenster und sahen, vom Mond beleuchtet, der sich eben durch verschleierte Wolken drängte, eine Unzahl von Hexen und Teufeln auf Ofengabeln, Bratspießern, Schaufeln, Hopfenstangen, Besen, Latten, Bänken, Zaunpfählen und kurzen Leitern hoch über den Wipfeln der Bäume des Waldes in rasendem Flug da-

hinstürmen. Im Nu war alles vorüber, doch lange noch dröhnte aus der Ferne der höllische Lärm.

»Dies war der Hexenritt zum Blocksberg«, sagte der Obermeister Gordian, indem er, wie alle in der Kammer, andächtig das Zeichen des heiligen Kreuzes machte. Ringsumher im Wald schien ein unheimliches Leben zu beginnen, man hörte Bären brummen und Wölfe heulen, und sah oberhalb des Pfahlwerks allerlei hässliche, geisterhafte Missgestalten vorbeihuschen.

»Gott verhüte«, fuhr Gordian fort, »dass zur Stunde oder in dieser Nacht ein einsamer Wanderer durch unsere Wälder zieht! Wenn ihn auch kein Gespenst erwürgt, so kann ihn doch schon der Schrecken töten.«

Ein nächtlicher Gast

In diesem Augenblick ertönte der laute Schlag des Klopfers an dem mit Eisen beschlagenen, inwendig mit zwei eisernen Balken verriegelten Tor des Gehöfts. Gleichzeitig stürzten die vier Bärenfänger mit grässlichem Geheul dem Tor zu.

»Heilige Maria!«, jammerte die Hausfrau, »der böse Feind begehrt Einlass! Beschütze uns!«

»Sei ruhig«, entgegnete Gordian, »und fürchte dich nicht! Wenn der böse Feind Macht über uns hätte, brauchte er gewiss nicht Einlass zu begehren. Ein verirrter Wanderer wird es vielleicht sein, und die christliche Nächstenliebe fordern, dass ich ihn beherberge.« Er zündete eine Holzfackel an, denn finstere Wolken hatten sich wieder vor den Mond geschoben.

Es klopfte wieder und heftiger.

»Nur Geduld!«, sagte Gordian, welchen Trost der Klopfende natürlich nicht hören konnte.

Gefolgt von seinem Sohn und den vier Gesellen, alle zur Vorsicht mit kurzen eisernen Stangen bewaffnet, schritt Gordian

durch die Haustür in den Hofraum, gebot den Hunden Ruhe, die sogleich verstummten, und rief am Tor mit lauter Stimme: »Wer klopft?«

»Junker Hildebert!«, antwortete die dem Obermeister wohlbekannte Stimme.

Die eisernen Querbalken wurden hastig zurückgeschoben, das Tor angelweit geöffnet, und der Junker ritt mit den Worten *Gott zum Gruß!* in den Hofraum und schwang sich aus dem Sattel.

»Welches Glück und welche Freude bereitet Ihr uns durch Eurer Einkehr, Herr Junker! He da, Frau, Töchter und Mägde, eilt heraus, der Herr Junker Hildebert ist zu uns gekommen!«

Schnell umgaben die Gerufenen den Junker und fanden nicht Worte genug, ihre Freude über seine Einkehr auszudrücken.

»Ihr habt Euch gewiss verirrt, Herr Junker?«, fragte der Obermeister.

»Nein, Gordian, ich bin mit Absicht zu dir gekommen. Lass meinem Ross Sattel und Zaum abnehmen, eine Decke über ihn breiten, im Hofraum ihn auf- und abführen, damit er sich langsam abkühlt, und ihn dann tränken und gut füttern! Ich weiß wahrhaftig nicht, wer größeren Hunger und Durst hat, ich oder mein lang gehetzter Renner.«

»Auf, schnell in die Küche, Martha und Töchter! Weibsvolk, rühr dich, und decke den Tisch für den Herrn Junker! Christoph, fort in den Keller! Füll den großen Festkrug mit dem alten Nierensteiner aus dem Vaterfäss! Sollst schon wieder zurück sein! Ist das ein Kreuz mit langsamen Leuten!«

»Nur Geduld, Gordian, es hat ja keine so große Eile, und zaubern können sie doch auch nicht.«

»Gottlob, Herr Junker, dass sie nicht zaubern können, ja Gottlob! Aber verzeiht, Herr Junker, dass mir mein Kopf wirbelt vor Freude, Euch beherbergen zu dürfen, und dass ich Euch so lange da stehen lasse, anstatt Euch zu bitten, in meine Kammer zu treten, die freilich nicht danach aussieht, einen so vornehmen Gast zu empfangen.«

»Ohne viele Umstände, Gordian! Ich lege auf alles Äußerliche keinen Wert! Lass uns hineingehen.«

Er hing sich an den Arm seines dadurch hochbeglückten Wirts, und beide gingen in die Kammer, wo der Tisch bereits für den Junker mit blendend weißem Linnen gedeckt war.

Nach einem kurzen Gespräch zwischen beiden über den Gang der Arbeiten in den Hammerwerken brachten Martha und ihre zwei Töchter weiche Eier, kalten Rehbraten und Kuchen. Der Wein, den sich der Junker wacker munden ließ, stand schon lange auf dem Tisch.

»Nehmt einstweilen fürlieb, Herr Junker«, sagte die Hausfrau. »Gebratene Hühner werden später nachfolgen. Sie brauchen einige Zeit, wie ihr wisst.«

»Gib dir keine Mühe mehr, Obermeisterin«, erwiderte Hildebert; »um satt zu werden, brauche ich nicht die Hälfte dessen, was du mir so gastfreundlich da aufgetischt hast, dann ...«

»Ja, dann werdet Ihr es Euch bequem machen, Herr Junker«, fuhr sie fort, »und im Kämmerlein neben der Küche, in welchem ich für so vornehme bei mir übernachtende Herren immer ein gutes Lotterbettlein bereithalte, einen erquickenden Schlaf tun bis an den hellen Morgen.«

»Ja, so wird es der Herr Junker machen«, fügte Gordian bei.

»Da irrst du dich, lieber Obermeister Gordian. Ich werde noch einen Becher Wein trinken auf dein und deiner Familie Wohlsein, und dann ... zu Fuß tiefer in den Wald hinein gehen.«

»Um Gott, Herr Junker, tut dies nicht, tut es nicht in dieser Gespensternacht, in diesem unheimlichen Wald, der heute wirklich wieder ein Tummelplatz der bösen Geister ist!«

»Sei ohne Sorge, guter Gordian! Es wird mir nichts geschehen, und zum Unterpfand dieser Versicherung lasse ich dir mein Ross zurück, das ich Morgen nach Anbruch des Tages wieder zur Heimkehr besteigen werde.«

»Ist es denn so dringend, dass Ihr noch in dieser Nacht in den Wald aufbrechen müsst, Herr Junker?«

»Ja.«

»So nehmt zwei Gesellen und zwei Bärenfänger mit zu Eurem Schutz!«

»Ich ziehe fort mit Gott, und bedarf keines anderen Schutzes«, versetzte der Junker, »doch danke ich dir für dein Anerbieten. Auf das Wohl Gordians und der seinen leere ich diesen Becher.«

»Dann tausend Dank für diese Ehre.«

»Auch ich danke für die gute und freundliche Bewirtung. Lebt wohl, auf baldiges Wiedersehen.«

Gordian zündete wieder eine Holzfackel an. Alle schickten sich an, den Junker bis zum Tor zu geleiten.

Dieser aber sagte: »Gordian allein soll mir hinausleuchten.«

Im Hofraum flüsterte ihm der Junker zu, was ihm der Einsiedler Norbert aufgetragen hatte.

»Soll alles pünktlich geschehen, Herr Junker, verlasst euch darauf! Es zuckt schon lange in meinen Fäusten, die gar gerne wieder einmal auf Stahl und Eisen schlagen möchten, wenn Fleisch und Blut, dahinter stecken.«

»Näheres weiß ich noch nicht. Vielleicht kann ich dir Morgen mehr sagen, wenn ich wiederkomme.«

Mit einem Händedruck schied der Junker von Gordian, zog sein blitzendes Schwert und eilte durch das geöffnete Tor mutig in den schauerlichen finsternen Wald hinaus. Bald verschwand er vor den Augen des Obermeisters, der ihm ängstlich nachstarrte, und als er das Tor wieder verrammelt hatte, seufzte er wehmütig.

Zu späte Angst!

»Wenn, ja wenn er wieder kommt! Gott gebe es!«

Martha wagte nicht, ihren Mann, als er mit kummervoller Miene in die Kammer trat, zu fragen, warum nur er den Junker be-

gleiten durfte, und was dieser etwa mit ihm gesprochen habe. Sie wusste, dass sie von ihm doch nichts erfahren, wohl aber einen derben Verweis wegen ihrer Neugier erhalten hätte.

Sie wollte ihn auf einem Umweg ausforschen.

»Meinst du nicht, Gordian, der Junker könne es übel genommen haben, dass wir uns nicht nach dem Befinden des erbarungswürdigen gnädigen Fräulein Hedwig erkundigt haben?«

»Gewiss nicht, wir würden ihn ja an etwas Trauriges erinnert haben. Wenn er gewollt hätte, würde er schon selbst davon gesprochen haben.«

»Du hast recht!«

Eine Pause.

»Heiliger Gott!«, rief er aus.

»Was hast du?«, fragte Martha besorgt.

»Eine entsetzliche Angst steigt in mir auf.«

»Warum? Sprich doch!«

»Der Totenwirt!«

»Gerechter Gott!«

»Wenn der Herr Junker in die Klauen des Totenwirtes fallen würde, er wäre verloren.«

»Oh, mit dem Totenwirt könnte der tapfere Herr Junker schon fertig werden.«

»Ja, mit ihm allein, aber dieses Ungeheuer von einem Menschen ist immer von vierzig und fünfzig Räubern und Mördern umgeben, die in den unterirdischen Höhlen seiner Blutschenke stecken.«

»Warum haben die ehrsamten Ritter noch nicht zusammen geholfen, mit vereinter Macht dieses Mordnest zu überfallen und durch Feuer und Schwert mit Stumpf und Stiel auszurotten, und von der Erde zu vertilgen?«

»Gar oft schon wollten die Ritter dies tun. Aber vergebens durchstöberten sie mit allen ihren Söldnern und Knechten den ganzen großen Wald. Sie fanden die Behausung des Totenwirts nicht.«

»Warum denn nicht?«

»Weil der Teufel, dem der Totenwirt sich verschrieben hat, ihn vor jedem Anschlag warnt, und dann das ganze Wirtshaus verschwinden lässt, bis die Gefahr wieder vorüber ist.«

»Das ist ja entsetzlich!«

»Freilich.«

»Hat er denn Gäste?«

»Ja, Gespenster, Hexen und Teufel, die da ihr Unwesen treiben. Kehrt zufällig ein verirrter Wanderer ein, so wird er umgebracht und ausgeraubt.«

»Woher weiß man aber dies?«

»Von einem frommen Pilger, der aus dem Gelobten Land zurückkehrte und bei dem Totenwirt übernachtete. Die zwei Mörder, welche zufällig allein im Wirtshaus zurückgelassen waren, um ihn zu ermorden, erkannten ihn an seiner Stimme als den Mann, der ihnen vor vier Jahren durch seine Fürbitte bei einem Herzog das Leben gerettet hatte, als sie eben als junge Verbrecher hinausgeführt wurden, um geköpft zu werden. Seine Fürbitte gründete er auf ihre Jugend.«

»Was können wir jetzt für den Junker tun?«

»Nichts als beten. Hätte ich früher an den Totenwirt gedacht, so würde ich den Junker gar nicht mehr fortgelassen oder wenigstens gewarnt haben.«

Und alle Anwesenden knieten nieder und beteten andächtig für den Junker.

Der Teufelswirt und seine Galgengäste

Bei dem Schein der Holzfackel Gordians hatte der Junker einen schmalen Fußpfad bemerkt, der wenige Schritte hinter dem Gehöft um eine Waldecke bog.

Er schlug diesen Pfad ein, und wenige Minuten nach der Biegung desselben sah er ein ungewöhnlich großes Irrlicht aus dem festen trockenen Boden, nicht aus einem Sumpf, wie sonst, rasch aufflackern, woraus er schloss, dass es ein zauberisches Irrlicht sein müsse, jenes den Wegweisende Irrlicht, von dem ihm Norbert gesagt hatte. Erfreut, anstatt fürchtend, folgte er diesem vorangaukelnden Licht.

Hildeberts eilige Wanderung durch dick und dünn mochte etwa eine Stunde gedauert haben, als das Irrlicht plötzlich halt machte, nur noch so lange leuchtete, bis der Junker sah, dass er vor einer Tür stand, und dann verlosch.

Er klopfte an.

Schlurfende Schritte wurden hörbar.

»Wer klopft?«

»Ein verirrter Wanderer!«

»Geht nur gleich wieder fort, es ist besser für euch!«, erwiderte eine weibliche Stimme.

»Mach auf, ich bitte dich! Ich kann nicht mehr fort!«

Innerhalb der Tür wurde ein Querbalken zurückgeschoben und die Tür geöffnet. Der Junker stand vor einem kleinen alten Weib von gutmütiger Miene, das mit brennenden Kienspänen ihm ins Gesicht leuchtete.

»Hilf Himmel!«, rief die Alte zurücktaumelnd, »gnädiger Herr Junker Hildebert, wie kommt Ihr in diese Räuber-, Mörder- und Gespensterschenke?«

»Kennst du mich?«

»Recht gut. Aber ihr kennt die alte Eva nicht, die Euch in der Küche zu Auffenbach gar oft ein Stück Braten oder Kuchen heimlich zusteckte, wenn Euch der Vater durch Hunger bestrafen wollte.«

»Ja, du bist's, gute Eva, ich erkenne dich wieder. Wie bist denn du an diesen furchtbaren Ort gekommen?«

Die Alte horchte ängstlich zur Tür hinaus, verschloss sie, und antwortete leise: »Bei der Zerstörung von Auffenbach wurde ich

gefangen und hierher geschleppt, wo ich für die Räuberbande kochen muss, und für die vielen Gefangenen in den unterirdischen Höhlen, in welchen sie bis zur Entrichtung des verlangten Lösegeldes aufbewahrt werden. Darunter befinden sich auch gewiss längst schon vermisste Ritter, Ritterfrauen und Edelfräulein, die von mehreren Raubrittern dem Totenwirt gegen Entrichtung der Verpflegungskosten geliefert wurden, um sie zur Rettung ihres Lebens freizugeben, im Fall sie auf ihren Burgen oder bei Raubzügen sollten gefangen und zum Tode verurteilt werden.«

»Schändliches Treiben! Warum bist du noch nicht entflohen, Eva?«

»Unmöglich! Ich würde den größten Qualen und dem Tod nicht entgehen. Und nun bitte ich Euch, Herr Junker, ohne Zögern wieder fortzuwandern, wenn Euch Euer Leben lieb ist. Denn gegen dreißig Raubmörder werden in einer halben Stunde heimkehren, und um Mitternacht in der großen Stube oben, da heute die Walpurgisnacht ist, schreckliche Gespenster eine Zusammenkunft halten.«

»Desto besser, Eva! Ich will den verborgenen Zuschauer machen.«

»Um Gottes willen, Herr Junker, tut dies nicht! Ihr wäret verloren!«

»Kümmere dich nicht, Alte, sondern führe mich an einen sicheren Ort, wo ich alles sehen und hören kann. Du wirst eine große Belohnung dafür erhalten.«

»Auch meine Befreiung aus dieser Mörder- und Gespensterhöhle?«

»Ja, ich gelobe sie dir.«

»Wohlan, so folgt mir, Herr Junker! Ich will Euch in eine schmale Kammer führen, zwischen der Gespenster- und der Raubmörderstube, worin ihr hinter aufgetürmten Heu, was in beiden geschieht, deutlich hören, und durch die Ritzen der Bretterwände unbemerkt sehen könnt. Aber sputet Euch, denn jeden

Augenblick muss die teuflische Sippschaft eintreffen.«

Wenige Stufen führten dahin empor, und kaum hatte Eva die Tür ins Schloss gezogen, und Hildebert sich ein günstiges Plätzchen zurecht gerichtet, als sich draußen vor der Schenke ein wilder Lärm erhob und an das Tor der Waldschenke mit heftigen Schlägen gedonnert wurde.

Eva schloss eilig auf.

»Ist Essen und Trinken in Bereitschaft?«, fragte eine kreisende Stimme.

»Ja, Herr Totenwirt.«

»Die Gefangenen hinunter in die Höhlen!«, fuhr dieser fort. »Am nächsten Sonntag wird frische Ware kommen. Dann werde ich über die alten Gefangenen, für die kein Lösegeld mehr zu hoffen ist, Musterung halten, und die überflüssigen und entbehrlichen schlachten und einsalzen lassen, damit die Bären und Wölfe des Waldes nicht aus Mangel an Fraß elendig verkümmern müssen.«

Die ganze Rotte, aus 28 Mann bestehend, stürmte in ihre Stube hinauf, wo sie wie gierige Bestien über ihr Futter herfielen.

Hildebert übersah durch die Ritzen der hölzernen Wand die ganze Stube, die durch eine große Lampe erhellt war, an der Decke mit einem Strick befestigt.

»Wie steht's mit dem großen Fang am nächsten Sonnabend, Totenwirt, den du uns versprochen hast?«, fragte ein wilder, stämmiger Kerl, gegen jenen sich wendend, der oben am Tisch saß.

Die Antwort des Totenwirts, eines überlangen dünnen Bösewichts mit kahlem Schädel, grauen, buschigen Augenbrauen, einer langen Habichtsnase, breitem Mund und einwärts gestülpten Ohren, lautete: »Die Braut des Kaisers ist auf dem Weg, um nach Regensburg zur feierlichen Vermählung gebracht zu werden. Sie ist von 20 Rittern und 60 Söldnern begleitet, und ihr überaus reicher Brautschatz wird in vielen Kisten mitgeführt. Als Wegweiser durch den Thüringer Wald ist in Flandern ein stattlicher fremder Ritter ausgenommen worden, der sich mit der Bemer-

kung dazu erboten hat, dass er dort alle Wege und Stege kennt. Dieser Ritter ist aber kein anderen als unser bester Freund, der Teufel, der dem Raubritter Erhard von Kralleneck eingespielt hat, dass sich da für ihn ein recht gutes Geschäft machen lasse.

Ritter Erhard ließ mich kommen. Ich traf dort noch vier andere Raubritter, mit denen er sich zu diesem Fang verbunden hatte. Wir überlegen, wie man die Sache angehen müsse, und ich musste versprechen, gegen eine sehr gute Belohnung mit meinen Leuten daran teilzunehmen. Ich sagte zu, fasste aber sogleich den Vorsatz, dass wir das Beste von der Beute für uns behalten, denn die versprochene Belohnung würde schundig genug ausfallen.«

»Einverstanden!«, sagte der stämmige Kerl mit einem wilden Gelächter. »Aber noch weiß ich nicht, was wir dabei zu tun haben?«

»Der teuflische Wegweiser wird den ganzen Zug am nächsten Sonnabend nachts um 10 Uhr in den Luchsenhohlweg bei Merlsetten führen, wo der Wald am grausigsten ist. Sobald der Zug in der Mitte dieses Weges ist, den rechts und links hohe steile Wände umgeben, wird er von den Raubrittern und ihren Reisigen und Knechten vorn, und von uns, die wir gewiss mehr als 150 Mann zählen, von hinten angegriffen. Während die tapferen Ritter miteinander kämpfen, dringen wir in die Mitte vor, wo die Kaiserbraut mit ihren Schätzen sich befindet, rauben die Braut und die Schätze, und machen uns auf und davon, alles für uns selbst behaltend. Dem Erhard aber sag' ich jammernd, dass er uns im Stich gelassen habe, und wir alle nach dem hartnäckigsten Widerstand die Flucht ergreifen mussten.«

»Wahrlich, du bist ein schlauer Fuchs, Totenwirt! Aber wenn der Erhard fragt, wohin denn die Schätze kamen und die Kaiserbraut?«

»Ei, dann antworte ich, dass sie ohne Zweifel von seinen Freunden, den anderen Raubrittern gestohlen wurden, die ihn um die Beute betrügen wollten, schwöre ihm auch, und ihr wer-

det mit mir das Gleiche tun, dass ich einen Raubritter mit geschlossenem Visier davon sprengen sah, der eine kostbar gekleidete und in lange Schleier gehüllte Dame vor sich im Sattel hatte.«

»Ah, es ist für alles gesorgt!«

»So, und nun trinkt aus, und schlaft ein paar Stunden! Dann heißt es auf und fort, um unsere Kameraden überall aufzusuchen und sie von dem einträglichen Raubzug in Kenntnis zu setzen.«

Eine Viertelstunde später wurde die Lampe ausgelöscht, und bald schnarchten die Mordgesellen auf dem an den Wänden aufgeschichteten Stroh.

Ein Gastgelage der Gespenster

Hildebert hatte jedes Wort gehört und verstanden und dankte Gott dafür, um mit dessen Beistand ein großes Verbrechen verhindern zu können. Er sann eben nach, auf welche Ichse er dies anzustellen habe, als er in der Stube rechts ein schrilles Geräusch hörte und durch die Wandritzen die matten Strahlen eines Lichts zu ihm herüberdrangen.

Durch einen solchen Ritz sah er eine geräumige Stube und darin einen langen, mit einem Leichentuch bedeckten Tisch, um welchen herum dreizehn, aus gebleichten Totenknochen zusammengefügte Stühle standen. Vier Leuchter waren auf dem Tisch. Ein jeder hatte einen Hirnschädel zur Schale, aus welcher die Hand eines Kinderskeletts mit ausgespreizten fünf entfleischten Fingern emporrage, die bläulich gelbe Flämmchen flackern ließen; zwanzig an der Zahl.

Ein Windstoß öffnete die zwei Flügel eines Fensters, durch welches nacheinander dreizehn Totengerippe von verschiedener Größe hereinklapperten und der Reihe nach auf den Stühlen Platz nahmen. Der letzte Ankömmling drehte sich am Fenster

noch einmal um, als ihm ein scheußliches Gespenst grinsend einen Korb reichte und verschwand. Er stellte diesen auf den Tisch und setzte sich auf den dreizehnten Stuhl.

Die Totengerippe reichten einander die Knochenhände und nickten sich mit den leeren Totenschädeln stumme Grüße zu.

Der Junker sah dies alles mit Staunen, aber ohne Furcht. Er wusste ja, dass ihn das von Norbert erhaltene geweihte Kreuz vor jeder höllischen Macht schützte. Aber ein unerhört grässlicher Anblick war ihm noch vorbehalten, der wohl die mutigste Mannheit erschüttern konnte.

Vom Scheitel bis an die Hüften eines jeden Gerippes fing es an zu wimmeln. Haare und Fleisch wuchsen ihnen mit rastloser Eile, und bald sahen sie alle aus, wie sie im Leben gewesen waren. Aber nur einen von diesen Scheinmenschchen kannte der Junker ... Bastian war es!

Zwei Weibspersonen saßen auch am Tisch.

Also tot!, dachte er sich.

Da begann das in der Mitte sitzende Gespenst: »Ich grüße euch, Brüder und Schwestern! Wir sind alle am Galgen geendet. Lasst uns die wenigen Festtage benutzen, die uns vergönnt sind! Lasst uns abwechselnd mit unseren zwei Schwestern tanzen, während die anderen dazu aufspielen!«

Er stand auf und führte seine Nachbarin links zum Tanz mitten in die Stube. Bastian machte es ebenso mit der Weibsperson zu seiner Rechten, die einst im Leben ein schönes Mädchen gewesen zu sein schien.

Es war ein entsetzlicher, grauenvoller Anblick, diese Gespensterpaare, halb Menschen, halb Totengerippe, mit den Knochengestellen trippelnd und klappernd tanzen zu sehen. Die Sitzenden hatten die Speisen und Getränke, gleich der Aaskost auf dem Blocksberg, deren verschmähete Überreste sie vielleicht waren, auf dem Tisch ausgekrant und dann vom Boden des Korbs Knochen genommen, die sie als verschiedene Instrumente zum Blasen und Geigen gebrauchten.

Die furchtbaren Galgengäste des Totenwirts wechselten ab mit Tanzen und Aufspielen, setzten sich dann zu Tisch und hielten ein gemeinsames Mahl.

Nach Beendigung des Mahls sagte das vorsitzende Gespenst: »Wir sind heute zum ersten Mal hier beisammen, weil immer andere Gäste unseresgleichen wechseln, und kennen somit einander noch nicht. Lasst uns erzählen, durch welche Taten wir uns dieses Schicksal bereitet haben.«

»Ich will damit zuerst beginnen«, erwiderte die Weibsperson zu seiner Linken. »Meine Geschichte ist ganz kurz, und ihr werdet leicht einsehen, dass ich wegen einer solchen Kleinigkeit nicht verschuldet habe, geköpft zu werden. Ein Kindermord, den ich begangen, war unentdeckt geblieben. Da kam ich als Wärterin zu zwei Kindern, einem Buben und einem Mädchen, von drei und fünf Jahren, auf eine Ritterburg. Die Frau des Ritters, ein stolzes hochmütiges Weib war in ihre Kinder vernarrt, und der Ritter ... in mich. Eines Tages, während der Ritter sich auf der Jagd befand, geriet ich in heftigen Streit mit ihr. Ich rannte sie an die Mauer. Da ließ sie mich durch zwei Stallknechte tüchtig peitschen. Schäumend vor Wut eilte ich gleich einer Rasenden in das Schlafgemach der beiden Kinder, riss sie aus ihren Bettchen und schleuderte sie vom Söller der Burg auf das Steinpflaster hinunter, wo sie zerschmettert liegen blieben. Ein ärgeres Leid hatte ich dem bösen Weib nicht antun können. Die Knechte schleppten mich sogleich gebunden zum Gaugericht, und schon am anderen Tag wurde ich einen Kopf kürzer gemacht.«

»Bei der Zerstörung der Burg Auffenbach«, erzählte der Vorsitzende, »war ich im Dienst des Raubritters Prokop sehr tätig. Einige gute Freunde von mir und ich dachten mehr an die Beute als an den Kampf. Wir entdeckten im Keller den vergrabenen Schatz, und da wir nicht hoffen konnten, unbemerkt ihn für uns fortzuschaffen, warfen wir ihn, ein Fass und zwei Kisten, in den anstoßenden tiefen Burgbrunnen, dass rauschend das Wasser über ihm zusammenschlug. Wir hofften, bei einer gelegenen Zeit

zu den Ruinen der Burg zurückzukehren, und den ins Wasser versenkten Schatz wieder herauszufischen. Aber so gut sollte es uns nicht werden. Meine vier Kameraden, die von der Sache wussten, wurden in dem Augenblick getötet, da sie über den zu Boden geworfenen Ritter von Auffenbach und sein Weib herfielen und sie umbringen wollten, und ich wurde einige Tage später auf frischer Tat erwischt, als ich eben den Raubritter Prokop, meinen Herrn, der mich wegen eines geringen Diebstahls durchprügelte und schimpflich davonjagte, im Wald meuchlings erstochen hatte. Mein Lohn hierfür war, dass ich gerädert wurde ...«

»Mein Schatz da, die Sara«, nahm Bastian das Wort, »und ich, wir hatten einen härteren Tod auszustehn. Wir beide dienten bei dem Raubritter Erhard von Kralleneck. Die Sara diente in der Küche und ich im Stall. In der Meinung, er sei fortgeritten, machten wir es uns eines Tages recht bequem in Saras Kammer und aßen und tranken, was Gutes in der Burg aufzutreiben war. Vom Teufel verleitet, dem ich mich längst schon verschrieben hatte, verabredeten wir, den Ritter Erhard und alle im Schloss, die nicht unsere Freunde waren, zu vergiften, die Burg für uns zu behalten und darin unzertrennlich in Saus und Braus zu leben.

›Ich will euch beide unzertrennlich machen‹, donnerte Ritter Erhard, der alle Worte von uns hinter einer verborgenen Tapezentür belauscht, diese zornentbrannt aufgerissen hatte und nun mit gezücktem Schwert in die Kammer sprang. Auf dessen Rufen erschienen also gleich einige bewaffnete Knechte, die auf Erhards Befehl uns um die Mitte zusammenbanden, auf einen Wagen warfen und unter Geleit des Ritters zum Gaugericht führten, bei welchem der Ritter Klage stellte, die von seinen Knechten als Zeugen bestätigt wurde. Der Teufel hatte mich verlassen, meine Frist war abgelaufen. Eine einzige Schlinge drehte sich um meinen und um den Hals der Sara, die in ihrem ganzen Leben nur drei Menschen vergiftet hatte, und so, Gesicht gegen Gesicht, wurden wir an den Galgen gehängt, ohne sogleich dadurch sterben zu können. Von Schmerz und Durst aufs Ärgste gequält, so-

gen wir durch Bisse das Blut einander aus den Wangen, bis wir am neunten Tag endlich verendeten ...«

»Ein schmerzhafter Tod!«, bemerkte das Totengerippe neben ihm. »Du hast ihn weniger verschuldet, als die Sara.«

»Du redest also«, erwiderte Bastian, »weil du nicht alles weißt, was ich früher mit des Teufels Hilfe getan habe. Bevor ich zum Raubritter Erhard kam, diente ich in der Burg Bardenfels, wo ich mich in die schöne Hedwig, das einzige Kind des Grafen, verliebte. Sie verschmähte meinen Liebesantrag, und ich habe deshalb eine solche Rache an ihr genommen, dass sie seit länger als einem halben Jahr ihr Lager gar nicht mehr verlassen kann, und nun unaufhörlich höllische Schmerzen leiden muss. Sie muss jetzt bald einem Totengerippe gleichen.«

»Wie hast du denn dies gemacht?«

»Der Teufel, mit dem ich damals noch auf gutem Fuße stand, hat mir eine schwarze Schachtel gegeben, in welcher eine weiße Kröte lag. Diese Schachtel musste ich mitten im Boden des Standes, worin des Fräuleins Reitpferd seinen Platz hatte, drei Fuß tief vergraben. So wie Hedwig, was sie täglich tat, um ihrem lieben Zelter ein Stückchen Kuchen zu bringen, das erste Mal wieder in den Stand trat, war es um sie geschehen. Würde diese Schachtel ausgegraben und im Feuer zur Asche verbrannt, so wäre Hedwig gerettet. Daran denkt niemand in der Burg, und das Gelingen dieser Rache ist der einzige Trost für mich in meiner Verdammnis.«

Hildebert hätte laut aufjubeln mögen vor Entzücken über die Enthüllung dieses Geheimnisses der Hölle, da nun schon der nächste Tag die Rettung seiner geliebten Braut bringen musste.

»Oh, da kann ich euch von mir eine weit grässlichere Tat erzählen!«, hub das nächste Totengerippe kreischend an.

Indem erhob sich draußen hoch in der Luft ein entsetzliches Getöse, sausend, brausend, zischend, pfeifend, heulend.

»Die Heimkehr der Hexen und Teufel vom Blocksberg!«, rief das vorsitzende Totengerippe mit klappernden Kinnladen, denn

augenblicklich war alles Zauberfleisch verschwunden.

»Ein Uhr! Unsere Zeit ist um! Auf, und ihnen nach!« Und alle Totengerippe erhoben sich von ihren Stühlen und humpelten dem offenen Fenster zu, durch welches sie sich hinausstürzten und dann empor schwangen.

Lichter, Tisch und Stühle verschwanden.

Heimkehr und Rettung

Der Junker sann darüber nach, was nun alles zu geschehen habe, wenn die Mordschenke des Totenwirts in seinem Rücken liegen würde.

Schon nach einer Stunde hörte er die Raubmörder in der anderen Stube fortpoltern.

Nach einer Viertelstunde öffnete Eva leise die Tür und fragte flüsternd: »Lebt Ihr noch, Herr Junker?«

»Besser als jemals, Eva!«

»Gottlob! Wartet noch eine halbe Stunde, bis die Räuber weit genug entfernt sind, um Euch nicht zu sehen und zu hören. Es könnte wohl auch einer von ihnen umkehren, um etwas Vergessenes zu holen.«

»Magst du nicht gleich mit mir gehen, Eva?«

»Nein, ich danke, Herr Junker! Ich würde dadurch Verdacht erregen, wenn ich den Räubern, welche die Gefangenen in den unterirdischen Höhlen bewachen, nicht für sie und diese zur gewohnten Zeit Speise und Trank brächte. Die Räuber würden Verrat wittern, die Gefangenen töten und forteilen, um ihre Kameraden aufzusuchen und hiervon zu unterrichten.«

»Du hast recht. Kommenden Sonntag mit Anbruch des Morgens wirst du befreit. Am Sonnabend, wenn es zu dunkeln beginnt, knicke an den Bäumen rings um die Mordschenke herum die untersten Zweige ab und leg Scherben eines alten Topfes ne-

ben den Eingang in die unterirdischen Höhlen, damit wir den Platz finden können, im Fall die bösen Geister ihr Wirtshaus verschwinden lassen.«

»Kommt ja ganz still mit euren Reisigen. Ich werde in der Nähe sein, und die Wächter der Gefangenen unter irgendeinem Vorwand heraufrufen, dann ergreift ihr sie. Hören sie oben Waffenlärm, so würden sie ganz gewiss die Gefangenen umbringen.«

»So geschehe es, gute Eva! Hab Dank, und lebe wohl bis auf baldiges freudigeres Wiedersehen.«

Sie zeigte ihm den direkten Weg zu Gordians Gehöft, das er mit raschen Schritten in Bälde auch erreichte. Er sprach ausführlich mit ihm, erteilte ihm die nötigen Befehle, schwang sich auf seinen bereits gesattelten Renner und sprengte zur Einsiedelei Norberts, dem er alle Abenteuer dieser Nacht erzählte.

Dann ging es wie im Flug nach Bardenfels. In den Hof sprenkend, schwang er sich aus dem Sattel und schrie laut: »Macht ein Feuer mitten im Hof und gebt mir eine Hacke und eine Schaufel! Schnell! Schnell! Führt Aga sogleich aus seinem Stand in einen anderen Stall!«

Das Feuer loderte schon lustig empor, als der Junker freude-trunken mit der schwarzen Schachtel aus dem Stall stürzte und sie vorsichtig in die Flammen warf. Kaum war sie unter höllischem Zischen und Prasseln zu Asche verbrannt, als die Gräfin Mutter auf dem Söller erschien und wonnetrunken in den Hof hinunter schrie: »Hedwig ist von ihren Schmerzen befreit und scheint gerettet zu sein.«

Jubelnd sprang Hildebert die Treppe hinauf und lag überselig in den Armen seiner geretteten Braut, während Vater und Mutter ihn mit Fragen bestürmten.

»Hedwig muss nun schlafen!«, sagte der Junker und trat mit dem Grafen zu einer langen Unterredung in ein Nebengemach. Nach dem Abendessen ritten sie mit zwanzig Reisigen aus der Burg, um befreundete Ritter zu einem glorreichen Kampf einzuladen.

Kampf und Sieg

Am Sonnabend, nachts um 10 Uhr, in einer hellen Mondnacht, war das Geleit der kaiserlichen Braut mit dieser und ihren Ehrendamen, verlockt von dem Teufel als Wegweiser, in der Mitte des Luchsenhohlwegs bei Merlstetten angekommen, nichts Arges ahnend und heitere Gespräche führend. Zehn Ritter und dreißig Knappen bildeten den Vortrab, und eben so viele Ritter und Knappen schlossen den Zug.

Plötzlich wurde dieser von vorne mit weit überlegener Macht von den Raubrittern und ihren Reisingen unter der Anführung Erhards von Kralleneck angegriffen, und zugleich im Rücken von mehr als 200 Raubmördern, den Totenwirt an ihrer Spitze. Aber nun brachen Graf Erwin von Bardenfels mit seinen befreundeten Rittern aus ihren Verstecken hervor, gefolgt von einer großen Anzahl von Söldnern und stürmten mit eingelegten Lanzen vorne in den Rücken der Raubritter, die dadurch zwischen zwei feindliche Angriffe gerieten und nach verzweifelter Gegenwehr teils getötet, teils gefangen wurden.

Die Raubmörder im Rücken des Zuges fanden einen unerwarteten hartnäckigen Widerstand an den Lanzen der Ritter. Man hörte den Totenwirt mit kreischender Stimme fluchten. Ein Bärenfänger, deren 36 von Gordian gehetzt, auf die blut- und raubgierige Bande eindringen, hatte ihn zu Boden gerissen. Jeder Hund packte seinen Mann. Die vielen mit eisernen Stangen bewaffnet nacheilenden Hammerwerksgesellen, geführt von Gordian unter Hildeberts Befehl, hatten alle Mühe, die rasenden Hunde vom Zerfleischen ihrer Beute abzuhalten.

Nur Erhard war im Kampf getötet worden. Die anderen Raubritter und nicht erschlagenen Reisingen derselben, und die nicht getöteten Raubmörder wurden, da es keinen Weg zur Flucht gab, mit Stricken festgebunden, und an das Gaugericht abgeliefert, welches schon am dritten Tag durch Schwert und Strick alle ohne Ausnahme hinrichten ließ. Die Burgen dieser Raubritter

wurden bald darauf von den Siegern zerstört.

Auf das dringende Gesuch der für ihre Rettung dankerfüllten kaiserlichen Braut geleitete sie Hildebert mit einer auserlesenen Menge von 200 tapferen Söldnern, dem Zug sich anschließend, nach Regensburg, wo ihn der über seine Rettungstat hocheifrig freute Kaiser zum Ritter schlug und seinen Hals mit einer kostbaren goldenen Kette schmückte, woran das Bildnis des Kaisers hing. Ritter Hildebert musste am Hochzeitsbankett teilnehmen und acht Tage später mit dem Kaiser in den Kampf gegen wilde Völker ziehen, welche die Grenzen seines Reiches bedrohten.

Nachdem in vier Monaten glorreich beendeten Feldzug, wobei Hildebert sich mit Ruhm bedeckt hatte, eilte der Kaiser zu seiner jungen Gemahlin zurück und ersuchte jenen, noch einige Tage bei dem Heer zu verweilen und dann erst heimzukehren.

Unerwartete Überraschung

Mit quälender Besorgnis, was wohl in dieser langen Zeit zu Bardenfels alles geschehen sein mochte, eilte Hildebert mit seinen Knappen der Heimat zu. Eine böse Ahnung durchschauerte ihn, als auf einen dreimaligen Schall seines Hühthorns aus der schweigsamen Burg keine Erwiderung erfolgte. Da flog das Burgtor sperrangelweit auf, und im Burghof empfingen ihn ... der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem ganzen glänzenden Gefolge, der Graf und die Gräfin Bardenfels, seine geliebten, verloren geglaubten Eltern, die in den Höhlen der Teufelsschenke des Totenwirts schmachteten, aus welchen sie unter dem Wegweiser Gordian und durch Evas Klugheit vom Grafen Bardenfels befreit worden waren, der seitdem auch schon den im Brunnen zu Aufenbach versenkten Schatz wieder hatte herausholen lassen. Nur seine geliebte Braut Hedwig vermisste Hildebert, der ganz überrascht vom Pferd gesprungen war und sich tief und lange vor

dem Kaiser und der Kaiserin verbeugte.

Als er sein Haupt wieder erhob, da sah er zwischen dem Kaiser und der Kaiserin in blühender Lebensfülle einen in höchster Schönheit strahlenden Engel ... seine angebetete Braut Hedwig. Ein Freudenschrei drang aus seiner Brust.

Der Kaiser und die Kaiserin führten sie ihm an ihrer Hand zu, und der Kaiser sprach: »Tapferer Retter meiner kaiserlichen Braut und Held in meinen Schlachten, empfangt aus unseren Händen Eure schöne und tugendhafte Braut. Da Ihr bei unserem Hochzeitsbankett wart, so wollen wir heute das Eure feiern.«

Auch der Einsiedler Norbert, der eigentliche Gründer von Hildeberts Glück, war anwesend und vollzog eine Stunde später die feierliche Trauung in der Burgkapelle. Die Burg Auffenbach wurde neu erbaut und von Hildeberts Eltern bezogen. Hildebert und Hedwig mussten beim Grafen Bardenfels und dessen Gemahlin verbleiben. Die gute alte Eva fand zu Auffenbach ihr Unterkommen. Norbert konnte sich von seiner Einsiedelei nicht trennen.

Seit der Zerstörung der Mörderschenke und der Vernichtung der Räuber hörte man nichts mehr vom Teufelswirt und seinen Galgengästen, und Hildebert, der später vom Kaiser in den Grafenstand erhoben wurde, führte mit seiner geliebten Hedwig ein überaus glückliches Leben, und beide schaukelten noch Enkel und Urenkel in ihrem Schoß.

Ende